

# Deutsche Rundschau

für

## Geographie und Statistik.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben

von

Professor Dr. Friedrich Umlauf, Wien.

XXII. Jahrgang.

Heft 3.

December 1899.

### Im Transvaal.

Von Leo Strauß.

Die kriegerischen Vorgänge im Süden Afrikas, welche gegenwärtig die Aufmerksamkeit der ganzen theilnehmenden Menschheit auf sich lenken, rufen mir all die Dertlichkeiten wieder lebhaft ins Gedächtnis, die ich erst vor kurzem verlassen habe. Vor Jahren reiste in mir der Entschluß, mein Glück in Transvaal zu versuchen. Nach fünfwöchentlicher theilweise recht stürmischer Fahrt von Hamburg aus um das Cap der guten Hoffnung herum erreichte ich Natal, wo ich jedoch nur kurzen Aufenthalt nahm, denn mein Ziel war Johannesburg, die Goldstadt. Da die Eisenbahnstrecke dahin eben vollendet worden war, konnte ich die weite Reise von der Küste tief ins Binnenland hinein mit aller Bequemlichkeit machen.

Es war an einem Abend Mitte März, als ich in Johannesburg ankam. Nachdem ich gleich auf der Parkstation die alle Neuankommenden erwartende Ueberraschung bezüglich der hohen Geldforderungen durchgemacht hatte, begab ich mich in das Parkhotel in der Rissikstreet, eine Blechbude, wo ich für das Nachtquartier, ein Bett in einem Loch, in dem bereits einer schlief, 15 Shilling (9 fl.) zu bezahlen hatte.

Am nächsten Tage befah ich mir die Stadt, welche zu dieser Zeit über 100.000 Einwohner zählte. Die Bevölkerung besteht zur Hälfte aus Weißen, zur anderen Hälfte aus Schwarzen, Jüdern, Chinesen, Malayen u. s. w. Die Hauptstraße im Geschäftsviertel ist die Commissionerstreet; hier befinden sich die Offices der Goldminen und die Börse. Die Britchardstreet mit ihren schönen Geschäften und dem lebhaften Verkehre ist für Johannesburg das, was für Wien die Ringstraße ist. Am Abend des Samstags kommen die Goldgräber aus der Umgebung zur Stadt, und dann wogt hier in allen Farbennüancen der Haut das blasirteste und smarteste Menschenvölkchen der Erde in zweirädrigen, von Kaffern gezogenen Wagen (Zinrikhas), zu Pferde und zu Fuß aneinander vorüber, um die kühle Abendluft zu genießen.

Der Hauptplatz Johannesburgs ist der ungeheuer große Marktquarre, in dessen Mitte sich die Markthalle befindet. Hierher bringen die Boeren täglich Morgens in 10- bis 16spännigen Ochsenwagen ihre Producte zum Auktionsverkauf. Der Marshallsquare ist der Trödelmarkt. Between de chains heißt

derjenige Theil der Simmondsstreet, in dem die Abendbörse abgehalten wird. Dasselbst steht auch die Robinsonbank, eine Gründung des Goldminenbesizers Mr. Robinson, eines der reichsten Leute der Erde.

Auf dem unteren Theile des Market-square versammelt sich an jedem Vormittage eine große Menschenmenge zu den Pferdelicitationen. Pferde sind in Johannesburg sehr billig zu haben; man bekommt solche bereits um 2 Pfund Sterling (24 fl.). Da sich aber die Ernährung eines Pferdes in der Stadt monatlich zum mindesten auf 7 Pfund Sterling (84 fl.) stellt, hält man deshalb für geschäftliche Zwecke lieber südamerikanische Maulthiere, welche mit Häcksel, Kukuruz und Kleie ernährt werden und daher viel weniger Kosten verursachen als die Hafer fressenden Pferde. Fuhrwerke giebt es viele in der Stadt; die Kutscher derselben sind in der Regel Malayen. Den Gemüßmarkt haben die Inder in der Hand, den Victualienmarkt die Chinesen. Kaffern trifft man nur vereinzelt als selbständige Geschäftsleute, gewöhnlich sind sie Handlanger, Tagelöhner, Diener, Minenarbeiter u. dgl.

Da es in der Gegend von Johannesburg sehr wenig regnet, fehlt es an Wasser und entseßlicher Staub lagert über der Stadt, von dessen Menge und erstickender Gewalt sich ein Europäer keinen Begriff macht. Von diesem Staube kann man sich nur an einer Stelle erholen, in dem sehr hübschen Joubertpark mit seinen Lauben, Springbrunnen, Teichen und Tropengewächsen. Dicht in seiner Nähe befindet sich das auf einer Anhöhe gelegene Villenviertel Hospital Hill mit dem neuen schönen Spital, welches zumeist von Malaria- und Typhuskranken aufgesucht wird.

Hier sind wir im Norden der Stadt; denn das eigentliche Johannesburg grenzt nördlich an Hospital Hill und Parktown, südlich an die Worcester-, Ferreira-, Wemmer-, Salesbury-, City- & Suburban und Meyer & Charltongoldminen, östlich an die Vororte Doornfontein und Zeppestown, westlich an Foordsburg und die Malayen- und Inderviertel.

Bald stattete ich auch der Hauptstadt von Transvaal, Pretoria, einen Besuch ab. Sie liegt ungefähr  $2\frac{1}{2}$  Stunden von Johannesburg entfernt. Viel kleiner als dieses — ihre Einwohnerzahl wird auf 30.000 geschätzt — entwickelt sie sich jetzt auch in raschem Tempo. Wie in jungen amerikanischen Städten sieht man dürftige Hütten, Holzbaracken und wackelige Blechhäuser neben lauschigen Villen mit Veranden und Vorgärtchen, große Hotels und glänzende Geschäftslocale.

Trotz des gewaltigen Aufschwunges, den Pretoria in der letzten Zeit genommen, herrscht hier noch das Afrikander-Holländisch als Umgangssprache, während in Johannesburg bloß englisch gesprochen wird.

Die ganze Stadt ist in grüne Trauerweiden gebettet, welche mit ihrem dichten Gezweig fast den Boden berühren. Aber auch hier herrscht in den ungepflasterten Straßen der überlästige rothe Staub, welcher im Winde dicht die Luft erfüllt und alles Sehen unmöglich macht. Monumentale Bauten sind die schöne holländisch-reformirte Kirche und das große Regierungsgebäude, auf dessen Hauptfront in gothischen Lettern der Spruch „Eendragt magt Maakt“ (Eintracht macht Macht) zu lesen ist.

Die größte Sehenswürdigkeit Pretorias ist aber der Präsident der Südafrikanischen Republik, Paul Johannes Krüger, von allem Volke hier nur „Dom“ (entsetzlichen) Paul genannt, der 72jährige Staatsmann, von dem selbst Bismarck sagte, er sei der größte Diplomat dieses Jahrhunderts, und der in seiner Jugend nichts als ein einfacher Schafhirte war. Krüger ist ein Original durch und durch. Auf gedrungenener Statur sitzt ein massives, freundliches Gesicht mit pfliffigen,

kleinen Neuglein. Während der Körper in einen unförmigen, unmodernen Salonrock gekleidet ist, deckt das Haupt noch immer derselbe altväterische Cylinder, den Krüger von seinem ersten Besuche in England vor 20 Jahren mit heim gebracht hat.

Jedermann, kommt er nur zeitlich genug, steht ohne vorherige Anmeldung das Haus des Präsidenten offen und der Alte servirt dem Besucher eigenhändig den Kaffee. Krüger liebt dieses Getränk sehr. Der Kaffee und seine Pfeife, ein kurzer Holzstummel, in welchem er unaufhörlich den ordinären Transvaaltabak raucht, obwohl er massenhaft gute Cigarren zum Geschenk erhält, sind sein einziges Vergnügen und er pflegt zu sagen: „Wenn ich trinke, dann rauche ich; rauche ich, dann denke ich.“

Seine Wahl zum Präsidenten hat er übrigens nicht seinem diplomatischen Talent zu verdanken, sondern in erster Linie seiner Stärke und Tapferkeit, von der in Transvaal weit und breit gesprochen wurde. Als 16jährigen Jungen schickte ihn sein Vater auf das Feld, ein Ochsengepann heimzubringen. Er gab ihm die kleine Schwester mit und empfahl ihm, gut auf sie Acht zu geben. Des jungen Pauls Antwort war bloß: „Ich will!“ Nachdem er bereits mit dem Ochsengepann auf der Heimfahrt war, sprang ihm plötzlich ein Panther entgegen. Die Ochsen wurden ihnen, der Wagen stürzte um und die kleine Schwester fiel heraus. Ohne Waffe ging Krüger nun auf die Bestie zu und würgte sie, der vielen Wunden, die er erhielt, nicht achtend, so lange, bis sie verröchelnd zu Boden sank. Dann jetzte er die Kleine wieder in den Wagen und trat daheim vor seinen Vater, als ob nichts geschehen wäre. Noch viele andere Beweise seiner Tapferkeit und Kraft lieferte er, die mangelnden Raumes halber hier nicht angeführt werden können, aber auch Beweise überspannter Frömmigkeit. Vor mehreren Jahren kamen, nach Milliarden zählend, Heuschreckenschwärme ins Land, welche den Himmel verdunkelten und alle Farnproducte vernichteten. Der Präsident verbot jedoch sie zu tödten, „da es Gottes Wille sei, daß diese Plage über das Land gekommen wäre“.

Krüger's Feldherr ist P. J. Zoubert, im Volksmunde der Slieme Piet (schlimme Peter) genannt, ein Mann von großer Pffiffigkeit, Verschlagenheit und Tapferkeit. Er ist nahezu so alt wie der Präsident, unter den Boeren sehr beliebt und wurde anlässlich der letzten Präsidentenwahl als Gegencandidat Krüger's aufgestellt, unterlag ihm jedoch in derselben.

Die einheimische Bevölkerung Transvaals besteht bekanntlich aus Boeren holländischer Abkunft und Kaffern. Die Boeren wohnen vereinzelt und verstreut auf ihren Farmen und betreiben Ackerbau, Viehzucht und Jagd. Sie sind ein großer, kräftiger Menschenschlag mit dem allen in Süd-Afrika geborenen Weißen charakteristischen unreinen Leberfleckenteint. Ihr Haar ist zumeist hellblond, von der gleichen Farbe ihr starker, ungepflegter Bart. Die Oberlippe ist gewöhnlich rasirt. Gang, Haltung und Benehmen sind die europäischer Bauern. Auf dem Haupte tragen sie weiche, hellfarbige Filzhüte mit sehr breiter Krümpe; ihre Kleider sind maßlos schmutzig und verstaubt. Stets befindet sich der kurze Pfeifenstummel im Munde, in dem sie ihren selbstgebauten Tabak rauchen. Auch das Tabakkauen lieben sie, wobei sie jeden Augenblick den Saft ausspucken.

Auf ihren mageren Kleppern sind die Boeren vorzügliche Reiter und als vor treffliche Schützen genießen sie Weltruf. Schon kleine Jungen tragen Waffen und verstehen vorzüglich mit ihnen umzugehen. Ich sah z. B. einen etwa 7jährigen Knirps auf seinem Pferde auf eine Flasche zu reißen. Ungefähr 25 Schritte von derselben entfernt, gab der Junge im schärfsten Galopp Feuer und die Flasche war zertrümmert.

Ist der Boer 18 oder 19 Jahre alt und langweilt er sich allein auf seiner Farm, dann fängt er an, ans Heiraten zu denken. Hat er sich fest dazu entschlossen, dann sattelt er seine Mähre, wirft sich in sein Sonntagsgewand, in dem er ungefähr den Eindruck eines Wiener Schusterjungen in Gala macht, und reitet zu des Nachbars Farm, der einige heiratsfähige Töchter hat. Würdevoll empfängt ihn der Alte und dessen Weib, die zur Ehre dieses Besuches ein Kleid von farbigem Kattun und Filzschuhe an den Füßen hat, und ausnahmsweise spuckt der Alte seinen Tabaksaft in den Spucknapf, statt auf die Kleider oder auf die Erde.

Man nimmt Platz, der junge Mann erklärt nun den Zweck seines Hierseins, wobei die Alte kaum ihre Freude, ihr Entzücken verbergen kann, und da seine Position schließlich als zufriedenstellend anerkannt wird, erhält er des Vaters Einwilligung und wird von den gewichtigen mütterlichen Umarmungen und Zärtlichkeiten nahezu erdrückt.

Nun geht es an die Besichtigung der heiratsfähigen Töchter, die ihm der Alte ungefähr auf dieselbe Weise wie ein Kofshändler dem Kunden seine Pferde vorführt. Mit glattgekämmten Haaren, eine dicker als die andere, wie ein Ei dem anderen der Mutter ähnlich, stehen die Mädchen in Reihe und Glied, die Blicke züchtig und sittsam zu Boden gesenkt, vor unserem jungen, liebesverschämten Boeren, der, ein neuer Paris, nun entscheiden soll, welche von den Göttinnen die schönste ist. Den Pfeifenstummel im Munde, den Hut auf dem Kopf, eine Hand in der Tasche, mit der anderen lebhaft gesticulirend, mit ausgespreizten Beinen, an welchen sich, da er daheim ist, Pantoffeln befinden, steht der Alte vor ihnen und preist laut ihre Vorzüge an. Dem jungen Manne läuft infolge dieser ciceronischen Beredsamkeit nach und nach das Wasser im Munde zusammen, und er trifft daher rasch seine Wahl, indem er die nun Erkorene, die verschämt die Augen niederschlägt, vor den Alten führt. Geärgert und hochmüthig die Nase rümpfend, gehen die anderen Schönheiten ab, und mit großem Enthusiasmus feiern nun Brant und Bräutigam ihre „Opzitting“ (Verlobung), bei der sie nach dortiger Sitte zum erstenmale allein sein dürfen. Dieselbe dauert bis zum frühen Morgen und nur von Zeit zu Zeit guckt das würdige alte Ehepaar im Nachtgewande nach, ob auch alles in Fucht und Ordnung vor sich geht.

Sind endlich die Heiratscontracte zur gegenseitigen Zufriedenheit ausgefallen, so schreibt der Schulmeister aus der Nähe die Vermählungsanzeigen, und die Trauungszeremonie findet statt. Nach derselben giebt man sich mit wahnsinniger Leidenschaft dem Tanze, regellosem Hin- und Herspringen hin, isst und trinkt Kaffee, ein Musikant spielt die Harmonika und beim grauen Morgen setzt sich das neuvermählte Paar unter allgemeinem Beifall, Hundegell und Segenswünschen endlich in einen Karren und trollt sich von dannen.

Den schwarzen Eingeborenen, den Kaffern, lassen sich im allgemeinen weder besonders rühmliche, noch besonders schlechte Eigenschaften nachsagen. Von ihren weißen Brüdern werden sie nicht gerade gut behandelt. In Johannesburg und Pretoria z. B. dürfen sie nicht einmal auf dem Trottoir gehen, sondern müssen wie das liebe Vieh hübsch auf der Fahrstraße bleiben. Nach 9 Uhr abends darf sich überhaupt kein Schwarzer mehr im Freien zeigen, sonst bekommt er den shambok (die Peitsche) und wandert ins Gefängnis. Bier, Wein, Schnaps darf er nicht trinken, obwohl er gerade für diese Getränke schwärmt. Er arbeitet den ganzen Tag über, läßt sich puffen und schlagen, und dies alles um 4 Pfund Sterling monatlichen Lohn. Hat er sich endlich nach Jahren 50 bis 60 Pfund erspart, so kauft er sich ein Duzend Ochsen, die dort

billig sind, und an der Spitze derselben tritt er vor den Vater seiner Auswählten, läßt einen nach dem anderen derselben an dem Altar vorbeidestilliren und gefallen diesem die Thiere, so nimmt er sie in seinen Kral und übergiebt ihm hiefür seine Tochter.

Unser schwarzer Freiersmann nimmt die Braut schmunzelnd in Empfang und trabt vergnügt mit ihr von dannen. Für ihn ist nun die Zeit des holden Dolce far niente gekommen. Gravitätisch sitzt er vor seiner Strohütte mit verschränkten Beinen wie ein Türke und schmaucht sein Pfeifchen, während sein liebes Weibchen sich für ihn abraçert. Vermehrt sich sein Wohlstand, so führt er noch eine zweite, dritte oder vierte Frau heim; und ernennen ihn endlich seine Dorfgenossen zum Häuptling, so ist das höchste Ziel seines Ehrgeizes erreicht.

Einen Kaffernkral zu besichtigen, ist für den Fremden nicht ohne Interesse; sie befinden sich alle jedoch stets in einem so desolaten und schmutzigen Zustande, daß man gewöhnlich sofort mit verhaltener Nase das Weite sucht. Eine ganze Familie, Jung und Alt, sammt Schweinen, Hühnern und anderen Hausthieren benützt gemeinschaftlich eine solche bienenkorbartige, ungefähr 2 bis 3 Meter im Durchmesser haltende Strohütte, und die Schwarzen Transvaals, sonst nicht unintelligent, werden nicht bloß in Bezug auf Reinlichkeit, sondern auch in Bezug auf Decenz von ihren weißen Brüdern noch manches zu lernen haben. Wie es wenig erfreulich ist, eine vielleicht 70jährige schwarze Hexe mit verrunzelter Haut in paradiesischer Nacktheit zu erblicken, so ist es auch wenig appetitlich, mit einer Schaar schmutzig verfilzter Kaffern aus einem Gefäß essen und trinken zu sollen.

Doch genug von solchen Bildern, welche selbst den wärmsten Menschenfreund kaum zu begeistern im Stande sind. Kehren wir nach Johannesburg zurück, wo ich durch einige Jahre meinen ständigen Aufenthalt hatte, und das ich von allen afrikanischen Plätzen, die ich besuchte, am besten kennen lernte. Hier dominiren die Uitlanders, welche eine gar eigenthümliche Völkerversammlung von Engländern, Franzosen, Deutschen, Russen, Amerikanern, Hindus, Malayen und Chinesen darstellen. Daher sind denn auch alle möglichen Glaubensbekenntnisse hier vertreten. Wir finden in Johannesburg Anglikaner, Presbyterianer, Wellesleyaner, Katholische, Lutherische, Anhänger der holländisch-reformirten Kirche, ferner die Doppers, Juden, Mohammedaner, Brahmanen und viele andere Religionen und Secten. Die Chinesen haben sogar einen prachtvollen Tempel in der unteren Foxstreet, dem Westen Johannesburgs. Auch die Kaffern ahmen den Weißen betreffs des Sectenweizens nach. Sie haben sogar schon ihre — Heilsarmee. Am Samstag abends und des Sonntags halten sie auf freien Plätzen nach dem Muster der weißen Heilsarmee ihre Meetings ab, nur daß sie ihren Gesang, statt mit Blasinstrumenten, für welche sie kein Geld haben, mit den Händen begleiten. Ist der Gesang beendet, so tritt einer von ihnen nach dem anderen in die Mitte des von ihnen gebildeten Kreises, hält in der Kaffernsprache eine schwulstige Predigt und fuchelt dazu mit den Händen in der Luft herum und zum Schluß geht er ab sammeln!

Der höchste Genuß für die Mehrzahl der Johannesburger ist das Trinken. An keinem anderen Orte der Erde trifft man auch verhältnismäßig so viele Betrunkene wie in dieser Stadt. Des Nachts durchziehen lärmende Trupps die Straßen und lassen ihre schnapsfeligen Empfindungen an dem Banjo (Negergitarre) aus. Besonders am Abend des Samstags, wo die Leute von den Minen zur Stadt kommen, macht sich dies besonders unangenehm fühlbar. Nach 10 Uhr

abends trifft man selten noch einen nüchternen Menschen. Daß die Bars unter solchen Umständen glänzende Geschäfte machen, ist selbstverständlich, und jene Glücklichen, welche im Besitze einer Barlicenz sind — die Regierung verleiht nämlich keine neuen mehr — bekommen für eine solche ungemein hohe Ablösung. Für Abtretung einer Bar in der Commissionerstreet, der Britchardstreet oder auf einem anderen guten Platze zahlt man 100.000 fl. und auch mehr. Diese hohe Summe wird dem Leser begreiflich, wenn er hört, daß alle Bars am Abend voll Menschen sind, daß der Johannesburger unaufhörlich trinkt und daß man für  $\frac{1}{5}$  Liter schlechtes Bier 6 Pence = 30 fr., für ein Liqueurgläschen Brandy 1 Schilling = 60 fr., für eine Flasche Champagner 2 Pfund Sterling = 24 fl. zu bezahlen hat. D. h. von „Bezahlen“ ist vorerst noch nicht die Rede, denn erst muß der Trinker wissen, wer bezahlt, und diese Kenntnis verschaffen ihm die Würfel. In jedem Johannesburger Bar wird nämlich zwischen Wirth und Gästen gewürfelt, wer unter ihnen für die Getränke zu berappen hat. So wohl sich aber auch der dortige Wirth mit seiner Bar befindet, so unwohl kann ihm jedoch werden, wenn der Schwarze ihm diesen fetten Bissen weghappen will. Ich meine hier nicht den Teufel, sondern den wirklichen Schwarzen, den Kaffer. Die Polizei sendet nämlich gewöhnlich schwarze Polizeiipione Schnaps kaufen.

Wer jedoch einem Schwarzen Schnaps verkauft und dabei erwisch wird, verliert die Lizenz. Und dies ist den Wirthen sehr zuwider, denn die Kaffern bezahlen viel Geld für schlechten Fusel. Dieses Verbot besteht darum, weil der Kaffer, betrunken, eine bösertige, wilde Bestie ist. Ich selbst war Zeuge, wie im Pallacehótel ein betrunkenener Kaffer eine Hacke ergriff und einen anderen, der ihm „b — y fool“ gesagt hatte, mit derselben niederschlug, ihm den Schädel zerschmetterte und noch lange, nachdem jener schon todt war, mechanisch auf ihn losschlug. Ueber die Sicherheit dort kann man überhaupt nicht viel Gutes sagen. Besonders gefährlich, selbst für einen bewaffneten Mann, ist nachts der Vorort Foordsburg. Häufig genug erscheinen hier vor dem Einzelnen plötzlich Wegelagerer mit vorgehaltenem Revolver und dem Ausrufe „Throw your hands up!“ („Die Hände in die Höhe!“) Gehorcht der Betreffende nun nicht und schießt gar unvorsichtigerweise, so kráht den nächsten Morgen kein Hahn mehr nach ihm. Hier ist auch der Schlupfwinkel der schwarzen und andersfärbigen Prostitution. Diese verächtlichen Hetären sind um jeden, selbst den geringfügigsten Preis dort zu haben.

Eine Lieblingsbeschäftigung der Johannesburger ist das Boxen, welche gegenreiche Einführung den Engländern zu danken ist. Bei dem geringsten Zwiste hort sich Alt und Jung, sei es jetzt auf der Straße oder auch in Lack, Claque und Frack in der Theaterloge. Das Publicum — und die Polizei amüfirt sich dabei, mischt sich nicht in die Sache und wettet auf den Sieger. Die Schauspieler spielen indessen ruhig weiter; sie sind den Rummel schon gewöhnt.

Nirgends auf Erden wettet man auch so oft als in Johannesburg. Jeder dritte Saks beginnt hier mit den Worten „Well, I bet you!“ („Gut, ich wette mit Ihnen!“) Spielen im Kimberley Bar auf der Commissionerstreet ein paar Leutchen Poole, so ist im Nu eine dichte Corona Neugieriger um den Billardtisch versammelt, Buchmacher installieren sich, und nun wird auf Tod und Leben gewettet. Boxen sich auf der Straße zwei Kaffern — auch die Kaffern haben sich bereits diese schätzenswerthe Eigenschaft angeeignet — sofort ist halb Johannesburg sammt Polizei versammelt, wágt ernst und theilnahmsvoll die Siegeschancen

der beiden ab und — wettet! Gott behüte den armen Polizisten, der es wagen würde, die beiden auch nur voneinander zu trennen, dem ginge es schlecht! Er ist froh, daß ihm die Mitladders das Leben lassen, und steckt höchstens mit dankbarem Grinsen eine Cigarre als Lohn ein, giebt ihm irgend ein Reiter sein Pferd zu halten, um in einem Bar ein Glas Whiskey zu trinken.

Giebt's irgendwo in der Welt ein Rennen — Johannesburg wartet erregt und gespannt in den Straßen auf das Kabel, welches den Namen des Siegers bringt. Und während des letzten spanisch-amerikanischen Krieges? — „I bet you!“ „I bet you!“ tönte es von allen Seiten, auf den Straßen, in den Häusern und „I bet you“ wurde zum Wahlspruch Johannesburgs, der Goldstadt.

Was das Geschäft anbetrifft, so zieht es der Johannesburger am allermeisten vor, seine Waare beim Auktionär zu erstehen, wenn er dabei dieselbe auch in der Regel theurer ersteht, als er sie in einem Geschäfte gekauft hätte. Alle paar Schritte weit findet man daher auch einen Auktionär, der in langer, schwungvoller Rede seine Artikel anpreist und mit Glockengeläute und Stimmaufwand die Menschenmenge, die dem nächsten Auktionär zuhört, an sich zu locken sucht. „Du, Kaffer,“ ruft er mit lauter Stimme von seiner Tribüne einem Schwarzen zu, „willst Du schön singen können? Ja? Dann komm her, ich werde Dich, wie Swengali die Trilby hypnotisiren!“ (Diesen Hocuspocus haben die Johannesburger überhaupt gern!) Der Kaffer kommt, er macht ihm ein paar Striche über das Gesicht und indem er sagt „So, dies is!“ giebt er ihm ein Malzbombon, Candiszucker und ein Ei; „in 5 Minuten singst Du wie eine Nachtigall!“ Nach 5 Minuten krächzt der Kaffer zwar noch immer wie ein alter Rabe, aber die Leute sind auf den Geschäftsmann aufmerksam geworden und er verlicittirt nun glänzend seine — Malzbombons. Humbug des afrikanischen Südens!

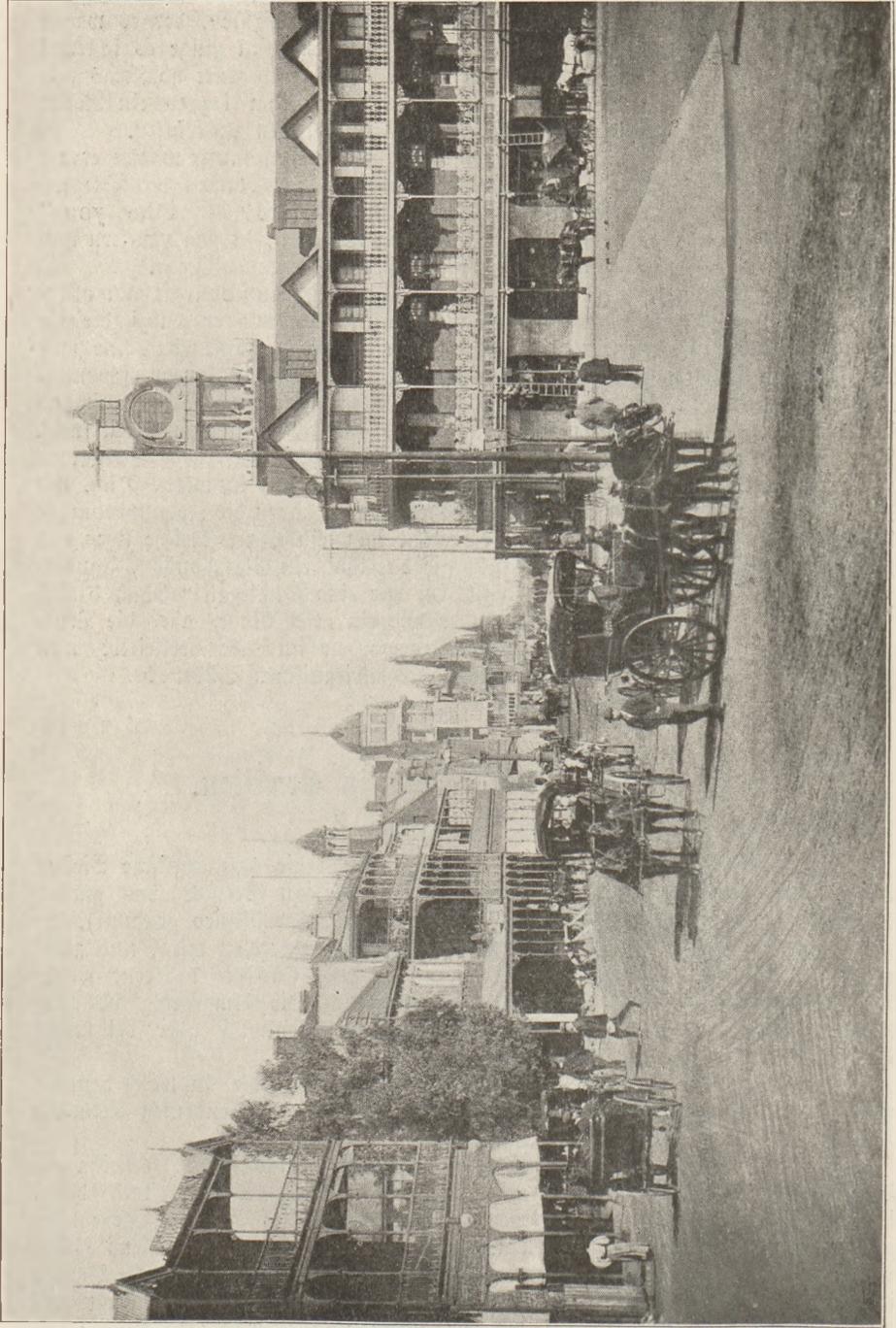
## Die Diamantenproduction in Brasilien.

Von Chr. Nusser-Asport.

In 24 Stunden legt man auf der Centralbahn die 430 englische Meilen lange Strecke von Rio de Janeiro nach der Endstation Sete Lagoas zurück, von welcher aus die Weiterreise nach Diamantina (früher Tijoco genannt), der Hauptstadt des Diamanten producirenden Districtes, angetreten wird, und zwar zu Pferde. Ende der trockenen Jahreszeit, im August, sind die 7 Seen, welche Sete Lagoas seinen Namen gaben, beinahe trocken. Die Umgebung ist ausgeörrt. Dichter, rother Staub liegt auf der Vegetation, die aber bei mehrtägigem Regen wundervoll üppig aufschießt.

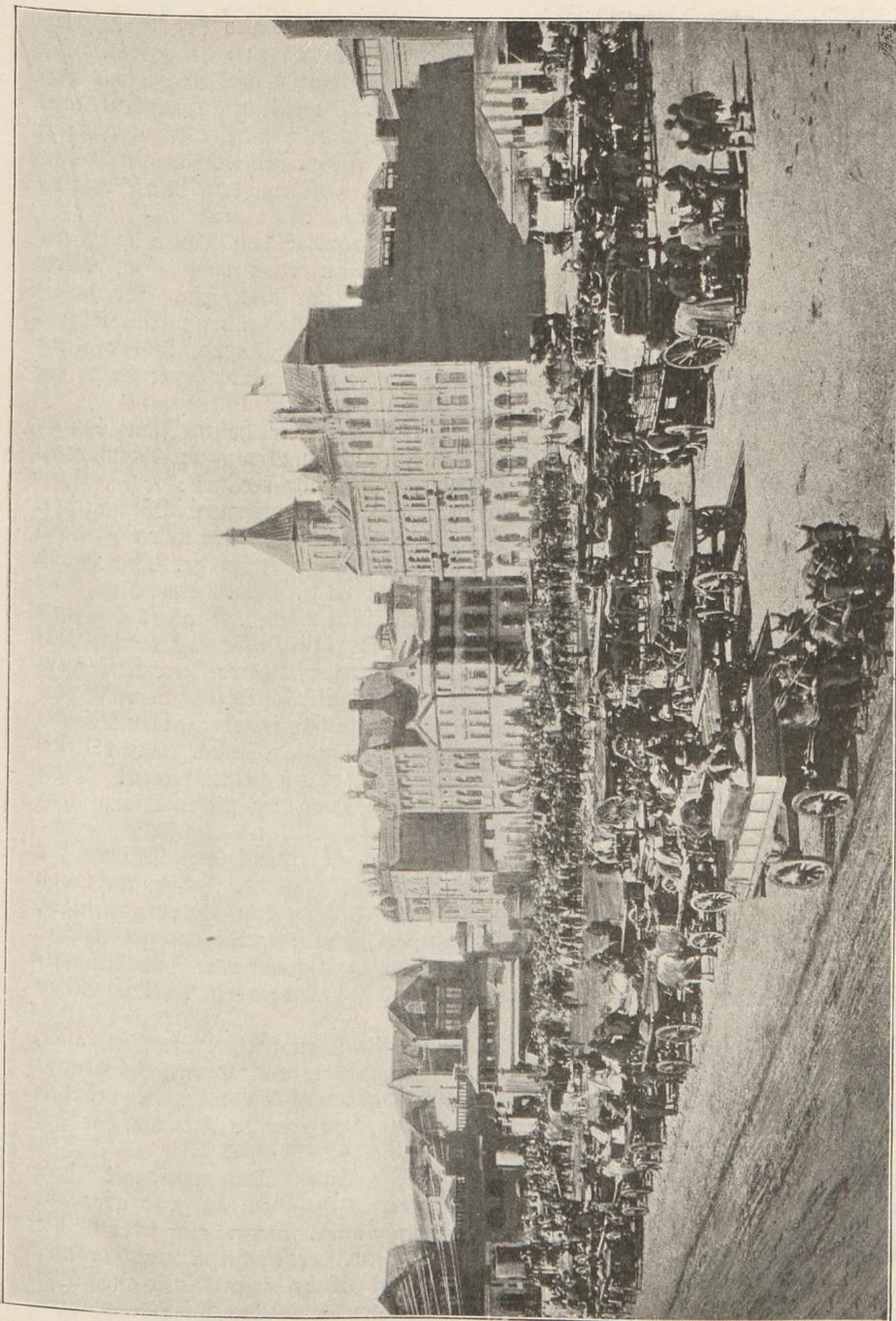
Vier Stunden von Sete Lagoas entfernt ist eine Höhle, in welcher neben anderen vorjündfluthlichen Knochen auch der Schädel eines enormen Armadill (Tati) aufgefunden wurde.

Am ersten Tage nach einem Ritt von 7 Leguas erreicht man Jequitiba am Rio das Velhas, dessen Bevölkerung aus freigelassenen Sklaven und deren Nachkommenschaft besteht. Die Gegend ist uninteressant; der Weg geht über steinige, mit grobem Gras und verkümmerten Bäumen dünn bewachsene Hügel und Thäler und Streifen eines fruchtbaren rothen Bodens, auf dem die Bäume dichter und höher wachsen. Zahlreiche kleine, selbst in der Trockenzeit nicht versiegende Bäche strömen dem Rio das Velhas zu und überall, wo Wasser ist, ist die Vegetation frisch und grün und wachsen Zuckerrohr, Mais und Orangen.



Von Grandisquare mit Prithardstreet in Johannesburg. (Zu S. 97.)

(Nach einer photographischen Aufnahme.)



Unterer Theil des Marktesquare mit Pferdemarkt in Johannesburg. (Zu S. 98.)

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

Bei der herrschenden Hitze können höchstens 10 Leguas pro Tag zurückgelegt werden. Die zweite Tagreise unterscheidet sich in nichts von der ersten. Am dritten Tage sind die Höhen zu übersteigen, die, seitdem man Sete Lagoas verlassen hat, am Horizont sichtbar sind. Ein breites, wohlbewässertes Tafelland dehnt sich auf ihnen aus, welches das ganze Jahr hindurch gute Weide darbietet. Dann wird die Vegetation dürftiger, und bloß Felsen unterbrechen die Einförmigkeit der Scenerie auf den letzten 14 Leguas zwischen dem Rio Paraíba und Diamantina.

Schon ein beträchtliches Gewässer, fällt der Paraíba 100 Meter hoch über eine Felswand hinab. In der Trockenzeit ist der Fall etwa 10 bis 12 Meter breit; in der Regenzeit muß er wenigstens 60 Meter breit sein. Der obere Theil des Flußthales ist noch wenig erforscht und soll reich an Alluvialgold sein. Die fünfte und sechste Tagreise führt durch eine öde Gegend, in der allein die Spuren von Gold- und Diamantensuchern, die in der Regenzeit da ihrem Gewerbe nachgehen, die Aufmerksamkeit erregen.

Am Horizont erhebt sich der Gipfel des 2760 Meter hohen Itambé über das Espinazogebirge. Dieses ist seines Mineralreichthums wegen: Diamanten, Gold, Amethysten, Topase, Mangan, Eisen u. s. w., sehr berühmt.

Gouvêa, der letzte Halteplatz vor dem 6 Leguas entfernten Diamantina, ist das Centrum der Diamantschleifereien. Dem Anblicke des ärmlichen Fleckens zufolge bringen sie aber nicht viel ein. Es sind fünf Schleifereien da. Eine davon hat 8 Arbeiter. Ein Wasserrad treibt die Maschinerie. Man nimmt an, daß in Gouvêa jährlich 10.000 bis 12.000 Karat geschliffen werden. Für das Schleifen bezahlt man bloß 15 Milreis (etwa 10 Mark) für den Karat des rohen Diamanten, der im Durchschnitt die Hälfte seines Bruttogewichtes verliert. Außerdem existirt in Gouvêa eine Hut- und eine Baumwollfabrik. Die erstere besitzt eine Maschine, die früher einer französischen, den Jequitinonha ausbeutenden Miningesellschaft gehörte. Dieses Unternehmen machte vollständig Fiasco. Nur 4 kleine Diamanten wurden gefunden, die auf 160.000 Mark zu stehen kamen! Man entdeckte zu spät, daß das Flußbett schon von den alten portugiesischen Diamantensuchern vollständig ausgewaschen worden war.

Diamantina liegt malerisch an einer Bergseite. Die beiden Thürme der Jesuitenkirche sind stundenweit im Umkreise sichtbar. Im 17. Jahrhundert von einer Bande goldsuchender Paulistas und portugiesischer Abenteurer gegründet, wurde die Stadt zuerst „Tijuco“ nach dem sie theilweise umfließenden Gewässer genannt. Erst im Jahre 1831 erhielt sie den Namen Diamantina. Das Alluvialgold ist längst ausgewaschen und anderes wird nicht bearbeitet. Diamanten wurden erst im Jahre 1728 entdeckt.

Die Tradition besagt, daß die Goldsucher sie schon früher gefunden, aber, da sie deren Werth nicht kannten, nur als Zahlmarken beim Kartenspiel benutzt hätten; daß ein Mönch, der früher in Golconda gewesen war, sie bei den Spielern sah und dem Gouverneur von Ouro Preto, Lourenço de Almeida, darüber berichtet habe.

Die erste Maßregel des Gouverneurs war, jeden Bergmann mit einer Taze von 5 Milreis (27 Mark) — alte Währung — zu belegen, aber die portugiesische Regierung fand, daß dieser Erlaß mild, unwirksam sei und die Interessen des königlichen Erbgutes nicht genügend berücksichtige, und ordnete 1731 die Einstellung aller Minenarbeiten in der Nähe von Tijuco an. Der Generalfiscal der Provinz wurde zum Superintendenten des Diamanten producirenden Districtes ernannt, der in Lose abgetheilt und mit der enormen

Grundtage von 60 Milreis (325 Mark) pro Braça (etwa 6 Quadratmeter) zur Versteigerung gebracht werden sollte.

Während eines Jahres lagen alle Arbeiten brach. Im Jahre 1732 erlaubte der Gouverneur aber die Wiederaufnahme der Arbeiten gegen Bezahlung einer Kopftaxe von 20 Milreis (110 Mark) für jeden Minenarbeiter. Unter dem nächsten Gouverneur, Graf Galvêas, wurde diese Taxe auf 25 Milreis und nachher auf 40 Milreis erhöht. Das Project des Verkaufes der Lose wurde als unausführbar aufgegeben. Daß Tijuco schon eine gewisse Blüthe erlangt hatte, ist durch ein Decret des Grafen Galvêas vom Jahre 1733 bewiesen, das über die große Zahl „herrenloser“ Weiber Klage führt, die nicht damit zufrieden, in Säuksten getragen und von Sklaven begleitet zu werden, es wagen, unehrerbietig in reichen und glänzenden, ihrem Stande gänzlich unangemessenen Gewändern das Gotteshaus zu betreten, und sie deshalb innerhalb 8 Tagen bei Strafe von Einsperrung und Confiscation ihrer Habe aus dem District verbannt.

1734 wurde eine „Intendencia dos Diamantes“ genannte Specialverwaltung eingerichtet. Der erste Intendant war R. Pires Pardiniho. Der Diamantendistrict wurde definitiv etwa 46 Meilen von Norden nach Süden und 26 Meilen von Osten nach Westen abgegrenzt. Jeder Diamant mußte vor den Intendanten gebracht werden zur Vorlage und Einregistrierung. Der Verkauf nicht registrirter Steine war verboten. Steine, die nicht innerhalb dreier Monate nach Erlaß des Decretes registrirt waren, unterlagen der Confiscation.

1739 entschloß sich die Regierung, die Minen auf 4 Jahre an Unternehmer zu vermieten, die das Recht hatten, 600 Sklaven zu beschäftigen. Für jeden Sklaven hatten sie eine jährliche Abgabe von 230 Milreis (1284 Mark) zu entrichten. Der den Pächtern speciell zugewiesene District umfaßte die Betten und Abhänge der Flüsse Jequitinhonha, do Inferno und das Pedras. Die Pächter hatten das alleinige Privilegium der Ausbeutung, und die strengsten Maßregeln wurden ergriffen, um den Schmuggel zu verhindern. Die ganze Gegend wurde von Regierungstruppen abpatrouillirt und niemand konnte sie ohne eine specielle Erlaubnis des Gouverneurs betreten oder verlassen. War den Pächtern jemand als heimlicher Diamantenaussucher verdächtig, so konnten sie ihn ausweisen lassen. Der erste Pächter war João Fernandez de Oliveira.

Unter der Verwaltung der Pächter wurde keine genaue Statistik der Diamantenproduction geführt. Die Jahresausbeute soll angeblich 90.000 bis 180.000 Karat betragen haben. Der Engländer John Mawe, der den strengen, das Monopol schützenden Vorkehrungen zum Trotz im Jahre 1807 die Minen besuchte, schätzte den Werth der auf unerlaubte Weise verkauften Diamanten auf 40,000.000 Mark.

Während 30 Jahre verblieb die Ausbeutung das Monopol der aufeinander folgenden Pächter unter Bedingungen, die mit denen des ersten Contractes beinahe identisch waren. Der letzte und durch glänzende Erfolge begünstigte Pächter war J. F. de Oliveira, der Sohn des J. F. de Oliveira, welcher die erste Pacht übernommen hatte. Sein großer Reichtum, das Resultat außerordentlicher Glückszufälle, und seine hervorragende Persönlichkeit sind Ursache, daß sein Name auch heute noch nicht in Diamantina vergessen ist. Noch immer spricht man von dem Landhaus, das er für die Mulattin Xica da Silva erbauen ließ, obschon es längst verschwunden ist, und der Platz, wo diese Villa stand, ist noch bekannt als die „Chacara“ (Landgut) da Xica da Silva. Er begab sich 1770 nach Portugal, um sich gegen die Anschuldigung zu vertheidigen, bei unerlaubter Minenausbeutung, die während der letzten Jahre

seiner Pacht notorisch stattgefunden hatte, die Hand im Spiele gehabt zu haben. Er wurde zu einer Geldstrafe von 11,000.000 Cruzados (20,000.000 Mark) verurtheilt, was ihn aber immer noch nicht ruinierte. Man erlaubte ihm nicht nach Brasilien zurückzukehren. Er starb 1799 und hinterließ große Besitzungen, sowohl in Brasilien als in Portugal, einschließlich des berühmten Grijo (Landgut), das von Rica da Silva auf seinen Sohn vererbt wurde.

Seine glänzendste Ausbeute fand er in dem „Lavapés“ genannten Platze, etwa 15 Meilen von Diamantina in dem Jequitinhathal. Die Diamanten waren so dicht gesät, daß die Sklaven bereits immer bis zur Frühstückszeit die stipulirte Anzahl Steine gefunden hatten, die ihnen erlaubte, für den Rest des Tages Feierabend zu machen. Sie hatten so wenig Arbeit dabei, daß sie, wenn sie in der Frühe aufbrachen, zu sagen pflegten: „Wir wollen uns die Füße waschen“ — lavar os pés — woher der Name Lavapés kommt. Man erzählt, daß aus diesem Platze allein 180.000 Karat herausgewaschen worden sind. —

Ein anderer berühmter Pächter war Felisberto Caldeira Brant, der Vorfahr des gegenwärtigen Vicomte de Barbacena, der die dritte Pacht von 1748 bis 1751 hatte. Schon vorher war er ungeheuer reich durch seine Goldminen von Goyaz und Paracatu, aber Widerwärtigkeiten, die er in Diamantina mit dem Fiscal Moraes Bacellar hatte und die ihm dessen Feindschaft zuzogen, waren die Ursache seines Ruines. Diese wichtige Persönlichkeit beschuldigte ihn, die Bedingungen des Contractes verletzt zu haben, ließ ihn festnehmen und nach Lissabon bringen, wo er, zeitweise im Gefängnis, während fünf Jahre vegetirte und in Armuth starb.

Von 1772 bis 1845 wurden die Diamantenfelder direct von der Krone vermittelt eines localen „Real Extracção“ genannten Verwaltungskörpers ausgebeutet, und bis 1823 wurde Tijuco durch eigene „Rejimento diamantino“ genannte Gesezce regiert, welche dem Intendanten eine beinahe unumschränkte richterliche und administrative Vollmacht verliehen. Die seiner Jurisdiction angehörigen Personen mußten eine specielle Aufenthaltserlaubnis besitzen und ihre Beschäftigung einregistriren lassen. Um die Isolirung des Diamantendistrictes zu verschärfen, wurde die dreimal monatlich nach der Provinzhauptstadt Ouro Preto gehende Post abgeschafft.

Eine Million Mark (500.000 Cruzados) jährlich wurde für Ausbeutungskosten ausgesetzt mit der Erlaubnis, nöthigenfalls 280.000 Mark mehr auf Lissabon zu ziehen. Die Zahl der zuerst zur Arbeit eingestellten Sklaven belief sich auf 3600; nach und nach wurden 4000 bis 5000 beschäftigt.

Trotz der Strenge der das unerlaubte Diamantensuchen bedrohenden Gesezce war die Zahl der diesem gefährlichen Geschäfte nachgehenden Abenteurer beträchtlich. Diese Garimpeiros, wie man sie nannte, vereinigten sich zu Banden, und Gefechte mit den königlichen Truppen waren nicht unhäufig, endeten auch manchmal zu Gunsten der Contrabandisten. Ein Gouverneur namens Rodrigo de Menezes hielt es selbst für nöthig, an der Spitze aller entbehrlicher Streitkräfte der Provinz mit zwei schweren Kanonen durch die gebirgige Gegend nach Minas Novas zu marschiren, um eine Bande zu zerstreuen, welche eine frühere Expedition erfolgreich zurückgeschlagen hatte.

Die beiden berüchtigtesten Contrabandisten waren João Costa und José Basilio, rohe, aber malerische Figuren, deren waghalsige Unternehmungen und chevalereske Thaten zu vielen Legenden Anlaß gaben, an welche man sich in Diamantina immer noch erinnert.

Auch ein Padre Placido wird in einem der Berichte des Directoriums erwähnt, als ein recht gut gekannter heimlicher Diamantenhändler, und der gleiche Priester scheint auch zwischen Bahia und den Diamantensfeldern einen schwunghaften Sklavenhandel betrieben zu haben.

Schon in den ersten Zeiten des „Real Extraccao“ gaben die hohen Speesen in Tijuco der Direction Anlaß zur Klage. Infolge dessen wurden die Tagelöhne, welche den Eigenthümern der Sklaven für die Arbeit ihrer Sklaven bezahlt wurden, 1783 von 200 Reis (etwa 1,15 Mark) auf 112 Reis (etwa 65 Pfennige) herabgesetzt und die jährlichen Speesen von 180.000 Milreis auf 120.000 Milreis in 1795 und auf 60.000 Milreis in 1824.

Zwischen 1772 und 1806, der lebhaftesten Productionsperiode, wurden 1,030.305 Karat Diamanten ausgewaschen. Der Durchschnittskostenpreis belief sich von 1772 bis 1795 auf 40 Mark pro Karat, von 1796 bis 1800 auf 72,50 Mark pro Karat und von 1801 bis 1806 auf 32 Mark pro Karat. Das während der gleichen Periode ausgewaschene Gold hatte einen Werth von 3,948.000 Mark und von 1807 bis 1843 brachte die Ausbeute des Real Extraccao nur noch 324.395 Karat Diamanten auf.

80 Diamanten im Gewichte von einer Ditava (18 Karat) oder mehr wurden unter der Verwaltung des Real Extraccao von 1772 bis 1845 gefunden. Mit der Realisirung der Bestände wurde es so gehalten: Die Ausbeute wurde, nachdem die größten und besten Steine für die Krone beiseite gelegt worden waren, contractlich zu etwa 37 bis 50 Mark pro Karat verkauft.

Den ersten Contract hatte bis 1786 der portugiesische Kaufmann Gil de Mestre. Von 1788 an waren die Contrahenten Benjamin und Adam Cohen in Amsterdam, mit der Verpflichtung, jährlich 40.000 Karat zum Preise von 9 Dollars 200 Reis (51,25 Mark) zu übernehmen.

Im Jahre 1801 nahm die Regierung bei Hope in Amsterdam und Baring in London eine Anleihe von 12,000.000 fl. auf und verschrieb diesen Bankhäusern dagegen das Product der Diamantenminen. Als die königliche Familie nach Brasilien übersiedelte, hatten diese Bankiers 162.000 Karat in den Händen und die Sendungen wurden bis 1817 fortgesetzt.

In späteren Jahren nahm, wie aus früher Gesagtem ersichtlich ist, die Production des Real Extraccao ab, das ohne Hilfsmittel und beinahe ohne Sklaven mit Verlust bis 1841 arbeitete. In diesem Jahre wurden in Curralinho, 7 Meilen von Diamantina, reiche Funde gemacht. Das Extraccao war der Invasiön von Diamantensuchern gegenüber ohnmächtig, und unerlaubtes Waschen konnte kaum verhindert werden. Die Entdeckung von Curralinho versetzte dem alten Regime, das 1845 aufgehoben wurde, den Todesstoß und durch Gesetz von 1852 wurde gegen Bezahlung von 1 Real pro Quadratbraça die Ausbeutung der Diamantensfelder freigegeben.

Die berühmtesten Steine, die in Brasilien gewaschen worden sind, sind der Stern des Südens, der 1853 in Bagagem (Minas) gefunden wurde, ungeschliffen 254 Karat, geschliffen 125 Karat wog und der 1857 ebenfalls in Bagagem gefundene „Dresden-Diamant“, welcher roh 117 Karat und geschliffen 63 Karat wog. Diese beiden Steine wurden zusammen für 3,000.000 Francs von einem indischen Fürsten erworben.

Die größte Zahl der in Brasilien gefundenen Steine wird im Lande selbst geschliffen, entweder in Diamantina, Gowda oder in Rio de Janeiro. Der erwähnte Engländer Mawe berichtete auch, daß, da die brasilianischen Diamanten von geschäftlich beim Edelsteinhandel interessirten Personen in Miß-

credit gebracht wurden, viele nach Goa gesandt und von dort als orientalische Diamanten nach Europa eingeführt wurden.

Der Preis der rohen Steine ist heute in Diamantina etwa 75 Milreis (50 Mark) pro Karat für schöne Qualität in Mittelgröße. Die gegenwärtige Diamantenproduction, inclusive der Bahia-Diamantfelder, beläuft sich wahrscheinlich auf 40.000 Karat. Im allgemeinen wird noch nach alter schwerfälliger und mangelhafter Methode gearbeitet. Ein aufgeführter Dammbügel drängt das Flußwasser auf die Seite und legt einen Theil des Flußbettes frei, aus dem der Kies wie aus einer großen Kiesgrube herausgeschaufelt wird. Eine rohe hölzerne, durch ein Wasserrad getriebene Pumpe schöpft das Druckwasser aus der Grube. Ist die Diamantenformation, gewöhnlich graublauer Kies, erreicht, so wird sie auf Häufen gethürmt, um später, wenn die Regenzeit das Weiterarbeiten verhindert, gewaschen und nach Diamanten durchsucht zu werden. Findet man deren schon während der Aushebung der Formation, so wird dies als gutes Zeichen betrachtet. Die Tagelöhne schwanken heute zwischen 2 und 4 Milreis (1,35 bis 2,70 Mark).

Ein größeres Unternehmen ist die Boa Vista Cy., welche jetzt elektrischen Betrieb installiert. Sie besitzt ein sehr großes, an Curralinho stoßendes Areal und will das, was man für die ursprüngliche diamantenhaltige Formation (gorgulho) hält, von der aus die Diamanten durch den Regen in die Flüsse geschwemmt wurden, ausbeuten. Ist sie vom Glücke begünstigt, so wird sie den Anstoß zu verbesserter Form der Ausbeutung geben.

## Betrachtungen über die Zukunft des „Landes der Sonne“.

Von G. E. Schröder in Charlottenburg.

Seit der verstorbene Beherrscher des Sonnenreiches, Massereddin, den europäischen Höfen wiederholte Besuche abgestattet hat, ist das beinahe ein Jahrtausend aus der Weltgeschichte verschwundene alte Culturreich, welches sich in der Glanzperiode seiner Macht und Herrlichkeit vom Mittelmeere bis zum Indus, vom Jaxartes bis Aegypten und Sydien ausdehnte, wieder in den Kreis unserer Interessen getreten.

Obwohl noch von ansehnlicher Ausdehnung — fast genau dreimal so groß als Frankreich — spielt das heutige Perserreich mit seiner geringen Bevölkerung von etwa 9,000.000 Einwohner doch nur eine untergeordnete Rolle in der Zahl der orientalischen Staaten. Durch die Gesandtschaften, welche seit einiger Zeit von allen größeren europäischen Staaten in Persien unterhalten werden, ist dem Lande wieder eine, in Ansehung seiner niedrigen Culturstufe, seiner mangelhaften Verwaltung und ungünstigen geographischen Lage unverdiente Bedeutung beigelegt worden.

Die Natur hat ihre Gaben nicht gerade verschwenderisch über das „Reich der Sonne“ ausgestreut. Mit Ausnahme der fruchtbaren und waldreichen Provinzen am Kaspischen Meere und der die Flüsse säumenden Landstriche herrscht fast überall traurige Dede und Dürre. Die meisten Gebirge sind ohne Wald und Vegetation, nur während der zweimonatlichen jährlichen Regenperiode erhalten sie einen grünen Schimmer. Das Innere des Landes, mit Salzsteppen

und Wüsten bedeckt, erhält 7 bis 8 Monate lang keinen Tropfen Regen. Keine größeren zur Schifffahrt geeigneten Flüsse, keine ausgedehnten Küsten beleben den Handel. Das Kaspische Meer darf schon nach einem mit Rußland abgeschlossenen Vertrage seit vier Jahrzehnten nicht mehr von persischen Kriegsschiffen befahren werden und der Persische Golf wird von den Engländern beherrscht. So sind dem Lande die Lebensadern unterbunden.

Handel und Industrie liegen bei dem gänzlichen Mangel an Verkehrsstraßen und bei dem geringen Verständniß der Perser für einen culturellen Fortschritt noch derartig danieder, daß auf eine Besserung der Zustände erst zu rechnen ist, wenn die von europäischen Staaten geplanten Unternehmungen durchgeführt sind.

Keine Eisenbahnen, keine Fahrstraßen — abgesehen von einem 10 Kilometer langen Schienenwege von Teheran nach einem nahe gelegenen Wallfahrtsorte und einiger kurzer Fahrwege um die Hauptstadt — vermitteln den Verkehr; nur Karawanenwege und Saumpfade, auf denen Kameele, Maulthiere und Esel ihre Lasten mühselig dahinschleppen, durchziehen das Land.

Concessionen an russische, englische und belgische Gesellschaften zum Baue von Eisenbahnen und Kunststraßen wurden zwar zu wiederholtenmalen bewilligt, doch kaum begonnen, mußten die Unternehmungen wieder eingestellt werden, weil die persische Regierung der Ausführung die größten Hindernisse in den Weg legte. Im Jahre 1895 entschloß sich sogar eine deutsche Gesellschaft zum Baue einer Straße von Teheran nach Bagdad; doch auch dieser Plan ist im Sande verlaufen. Selbst Rußland, das durch seine Grenznachbarschaft in der bevorzugten Lage ist, seine Bestrebungen mit dem nöthigen Nachdruck zu betreiben, hat die Herstellung einer bereits im Jahre 1888 begonnenen Bahn vom Kaspischen Meer nach der persischen Hauptstadt bis jetzt noch nicht zur Ausführung bringen können.

Dagegen soll, neuesten Nachrichten zufolge, eine, wenn auch primitive, aber doch für zweirädrige Fahrzeuge passirbare Landstraße von Rescht nach Teheran vor kurzem fertig gestellt worden sein.

Nassereddin hat in dem Bewußtsein, daß in seinem Reiche alles von Fäulnis angegriffen ist, durch Heranziehung europäischer Kräfte verschiedentliche civilisatorische Versuche gemacht, aber über die Anfänge ist er nicht hinausgekommen. Obwohl alle Neuerungen mit Eifer und Energie erfassend, erlahmte seine Unternehmungslust schließlich immer wieder an der Indolenz und völligen Demoralisation des Beamtenthums.

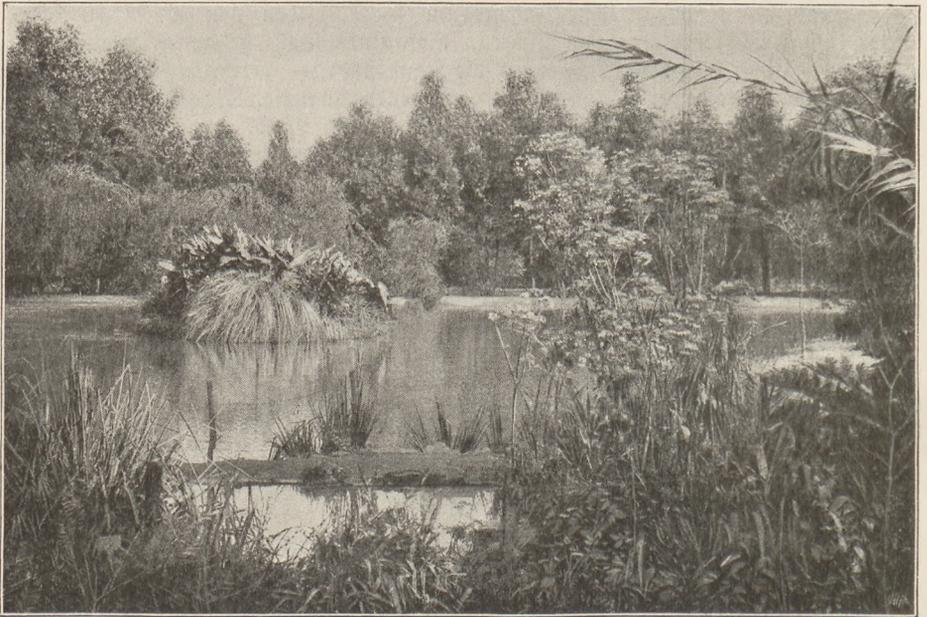
Hat jener wenigstens den guten Willen gezeigt, zweckmäßige Reformen einzuführen, so bemerkt man unter seinem indolenten, gänzlich entnervten Nachfolger Muzaffereddin auch nicht die geringste Neigung, auf der von seinem Vorgänger betretenen Bahn fortzuschreiten.

Wir geben daher die Hoffnung auf, daß Persien je im Stande sein werde, aus eigener Kraft zu besseren Zuständen und zu einer höheren Culturstufe zu gelangen. Ein von despotischer Gewalt geknechtetes Volk, dessen Beamtenthum und vornehme Stände nur von Lug und Trug, Geiz und Habucht, Bestechlichkeit und Heuchelei, verborgen unter der Maske triefender Freundlichkeit, beherrscht werden, hat von der Zukunft nichts zu erwarten, wenn nicht Hilfe von außen kommt.

Aber hilfsbereit stehen schon seit vielen Jahren zwei rivalisirende Großmächte, Rußland und England, welche aus vitalen Interessen um die persische Gunst buhlen. Jenes hält das „Reich der Sonne“ im großen Bogen von Nord-

westen bis Nordosten mit seinen mächtigen, eisernen Armen umschlungen, dieses steht eifersüchtig auf der Wacht am Persischen Golf, wo es sich in Mohammera an der Euphratmündung häuslich eingerichtet hat, einem zur Zeit noch unscheinbaren Orte, dessen zukünftige Bedeutung die Engländer jedoch mit dem ihnen angeborenen Instinct herausgewittert haben.

Sollte der immer wieder von neuem auftauchende Plan von dem Baue einer Euphratbahn oder der noch weitergehende eines englischen Schienenweges von Alexandria bis China durch Mesopotamien, längs des Persischen Meerbusens, durch Indien und Barma bis Schanghai, sich verwirklichen, so dürfte Mohammera einst ein Welthandelsplatz ersten Ranges werden.



Partie im Doubertpark in Johannesburg. (Zu S. 98.)

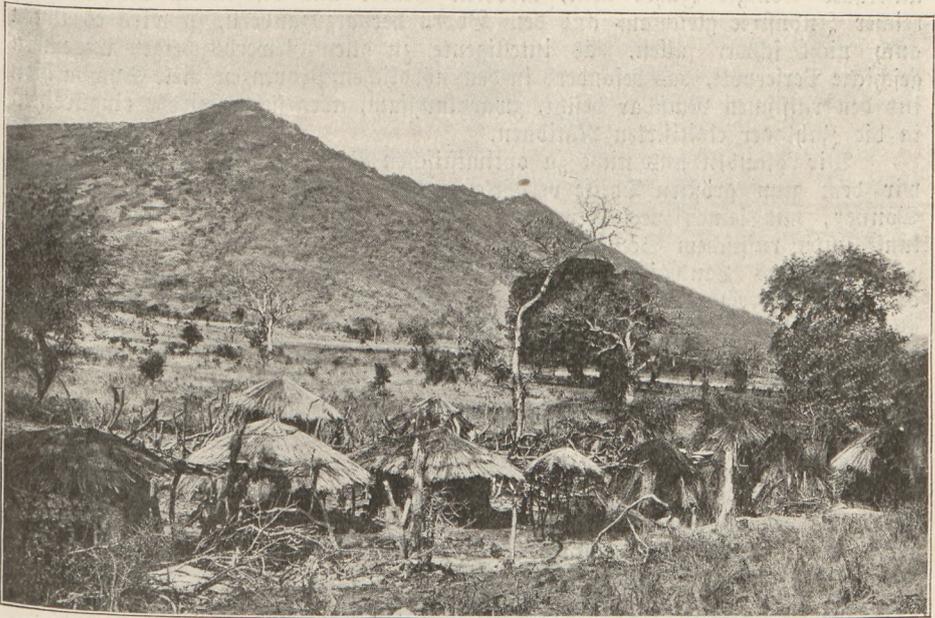
(Nach einer photographischen Aufnahme.)

Während Rußlands Einfluß am persischen Hofe von Tag zu Tag derartig zunimmt, daß ohne seine Zustimmung keine Regierungshandlung von Wichtigkeit mehr vorgenommen wird, müht sich England vergeblich ab, mit seinem Nebenbuhler, der sich als Grenznachbar Persiens, mit einer Landarmee im Hintergrunde, in viel günstigerer Lage befindet, gleichen Schritt zu halten.

Wie glücklich Rußland operirt, erhellt aus dem Umstande, daß zwischen ihm und Persien vor kurzem ein Abkommen getroffen worden, dahin lautend, daß außer Rußland keiner ausländischen Macht während der nächsten 15 Jahre der Bau einer Eisenbahn im Reiche des Schah gestattet sein soll. Rußland dagegen wird das Recht eingeräumt, einen Schienenweg von irgend einer Station seiner transkaspischen Bahn nach Meshed und von da weiter nach dem Persischen Meerbusen mit beliebigem Endpunkte anzulegen. Außerdem soll dasselbe vorzugsweise berechtigt sein, Landstraßen an die Bahn heranzubauen, um diese mit Verkehr zu versorgen und zum Schutze der Bahn kleine Truppenstationen einzurichten.

Rußland hat nun zwei Bahnlirien in Aussicht genommen, eine durchgehende von irgend einer Station der transkaspischen Bahn nach Bender-Abbas an der Meerenge von Ormus und eine Zweigbahn nach der Grenze der Provinz Saistan. Wenn dies Project, woran immer noch zu zweifeln ist, thatächlich zur Ausführung gelangen sollte, so dürfte damit Englands Einfluß in Persien ganz aufhören. Selbst im Süden des Reiches würde es schwerlich sich zu behaupten vermögen.

Zunächst sind die russischen Bestrebungen darauf gerichtet, die Bahn vom Kaspische nach Teheran fertig zu stellen. An diese dürften sich sehr bald andere Linien nach Kaukasien und Transkasprien anschließen. Dann können innerhalb



Kasserkral nächst Dohannesburg. (Zu S. 101.)

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

24 Stunden aus russischen Garnisonen Truppen vor den Thoren der persischen Hauptstadt erscheinen und niemand wird verhindern, daß Rußland von den unbrödlichen gesegneten Provinzen des Reiches Besitz ergreift.

Die persische Armee, an der Massereddin Jahrzehnte lang durch abendländische Organisatoren hat herumexperimentiren lassen, ohne eine wesentliche Besserung des Heerwesens zu erzielen, vermag einer modernen Armee ernstlichen Widerstand nicht zu leisten. Ein bis zwei russische Armee-corps dürften genügen, die ganze persische Armee über den Haufen zu werfen.

Die Staatsgewalt in Persien steht heute auf thönernen Füßen und kann jeden Augenblick zusammenbrechen. Tritt der Fall ein, so wird Rußland nicht verabsäumen, zuzugreifen. Außer England, das bei dem steten, zielbewußten Vordringen seines Rivalen in Asien für seine indischen Besitzungen fürchtet, wird keine europäische Macht von der Besitznahme Persiens durch Rußland

sonderlich beunruhigt werden und England, das dem nordischen Riesen keine Landarmee entgegen stellen kann, wird dies nicht verhindern können.

Das Perservolk wird zweifellos unter russischer Herrschaft einem besseren, menschenwürdigen Dasein entgegen gehen; denn die Russen haben in neuester Zeit auf dem Gebiete der Culturarbeit, besonders in den transkaspischen Landen, Erstaunliches geleistet. Wie es ihnen gelungen, die unbändigen, räuberischen Turkomanenstämme nicht nur zur völligen Unterwerfung zu zwingen, sondern dieselben auch durch eine milde und gerechte Regierung in friedliche Ackerbauer und treue Unterthanen umzuwandeln; wie sie es fertig gebracht haben, neben den alten in Verfall gerathenen, echt orientalischen Städten, Merw und Samarkand, innerhalb weniger Jahre neue, moderne Städte mit blühendem Handel und reicher Industrie gleichsam aus dem Boden hervorzuzaubern, so wird es ihnen auch nicht schwer fallen, das intelligente, zu allen Gewerbszweigen ungemein geschickte Perservolk, das besonders in den nördlichen Provinzen viele Sympathien für den russischen Nachbar besitzt, zwar langsam, aber sicher wieder einzureihen in die Zahl der civilisirten Nationen.

Wir glauben uns nicht zu optimistischen Vorstellungen hinzugeben, wenn wir dem zum größten Theile verödeten, wald- und wasserarmen „Lande der Sonne“, mit seinen verfallenen Städten und elenden Dörfern, noch eine Zukunft unter russischem Scepter prophezeihen.

Ist das Land infolge seiner Naturbeschaffenheit auch wenig geeignet, culturelle Bestrebungen zu fördern, so kennt doch unser erfindungsreiches Zeitalter keine Hindernisse, die nicht zu überwinden wären. Der vor nichts zurückschreckende europäische Unternehmungsgeist, welcher sandige Gegenden zu fruchtbaren umgestaltet, Canäle erbaut, wo Flüsse mangeln, Eisenbahnen durch Wüsten, über hohe Gebirge und schwindelnde Abgründe, Telegraphen durch Oeeane führt, der wird auch Mittel und Wege finden, das Perserreich wieder der Cultur zu erschließen.

Wenn erst Kunststraßen das Land durchqueren, Schienenwege das Kaspische Meer mit dem Persischen Golf, das Mittelmeer mit dem südlichen Persien verbinden und europäische Maschinen die im Schoße der Erde verborgen liegenden, reichen Schätze an Metallen, Gesteinen und Kohlen zu Tage fördern, dann wird aus dem Schutt und den Trümmern des verwahrlosten „Reiches der Sonne“ neues Leben erblühen!

## Ein unbekannter Winkel in Spanien.

Nach dem Englischen von A. Schütte, Major a. D. in Elville a. Rh.

Jener kleine Theil von Reisefreudigen, welche die spanischen Grenzen überschreiten, folgt fast ausnahmslos dem beateu track von St. Sebastian, Burgoz, Valladolid, Madrid, Toledo, Cordova, Granada, Sevilla, Cadix. Man hat schon zu Hause von diesen Städten gelesen: in der abgerundeten Prosa von Washington Irving, von Theophile Gautier, von G. Mohl u. a. m. Jedoch zu der interessanten, weit in den Oeean vorspringenden Provinz Galicien hat fast niemals ein Tourist seine Schritte zu lenken sich veranlaßt gefühlt, obwohl eine jede von Spaniens Provinzen ihre ausgeprägte Individualität besitzt. Selten wird man die Eingeborenen sagen hören: „Wir sind Spanier.“ Vielmehr drücken sie sich so aus: „Wir sind Catalonier, wir sind Arragonesen, wir sind Galicier.“

Nirgends bieten in der That sich größere Contraste in Sitten, Sprache und Anschauungen dar, als wie sie bei den Bewohnern des Nordens im Gegensatz zu dem Süden Spaniens zu Tage treten. Und wiederum muß man in den Nordprovinzen den Basken, Galicier, Asturier und Navarresen wohl voneinander unterscheiden. Nur eine Eigenschaft ist allen gemein: ein leidenschaftlicher Localconservatismus.

Die Bewohner Galiciens ähneln in etwas den angrenzenden Portugiesen. Weniger bäuerisch, weniger hartköpfig, obwohl gleich kriegerisch, als die aragonesischen Bergbewohner mit ihrem traditionellen Stolz und Unabhängigkeits Sinn — sind die Galicier andererseits nicht so zuvorkommend und gefällig als die treulojen, leichtsinnigen Valencianer. Wenn ferner Fröhlichkeit, Vergnügungssucht, gepaart mit Schönheit der menschlichen Gestalt, ein unbestrittenes Erbtheil des Südens von Spanien ist, so kann dagegen Galicien wegen der malerischen und abwechselnden Configuration des Geländes den Beinamen der „Spanischen Schweiz“ sich mit Recht beilegen. Hier findet der verwöhnteste Reisende Gebirgspässe, pittoreske Schluchten, schäumende Gebirgsbäche, köstliche Flußeffecte, schneebedeckte Sierras, Pinien- und Eichenwälder mit Edelkastanienpflanzungen untermischt, sowie liebliche Fußpfade zwischen Gebüsch des Weisblattes, des goldgelben Ginsters und der weißen Erika. Längs der, von der Atlantis bespülten Küste von Pontevedra bis Vigo zeigt die Vegetation einen fast subtropischen Charakter. Hier breiten unabsehbare Wein- und Fruchtgärten sich aus, und wenn du von ihrem Anblick und von dem der blauen See überättigt bist, so bieten die saftgrünen Wälder ihren kühlen Schatten dar. Nirgends giebt es Pinien in solcher Menge, wie sie in Galicien die Bergabhänge überall mit ihrem dunklen Grün beschatten; nirgends in Spanien findet man die Edelkastanie in solcher Ueppigkeit und Vollendung gedeihen wie in diesem unbeachteten Winkel der Cantabrischen Halbinsel, wo ebenfalls goldige Maisfelder und grüne Tabakpflanzungen als ein buntpfarbiger Teppich in dem Landschaftsbilde erscheinen.

Um nach Galicien zu gelangen, möchte die Seefahrt von St. Sebastian nach Coruña besonders dem Reisenden zu empfehlen sein, denn die Eisenbahnverbindung ist eine ebenso langsame als durch die elende Beschaffenheit der Waggons die Langmuth der Passagiere herausfordernde Beförderungsart. In St. Sebastian findet man binnen einer Woche reichlich Gelegenheit, auf einem der Küstendampfer sich einen Cajütenplatz zu sichern. Für wenige Douros (à 4,20 Mark) wird man eine saubere Cajüte, gutes Essen, capitalen Wein, Freundlichkeit und Entgegenkommen seitens des Capitäns und der Mannschaft finden. Nachdem man die famose „concha“ St. Sebastians beim Auslaufen zur Genüge bewundert hat, bleibt der Dampfer nie sehr weit von der felsengürteten Küste Biscayas und Asturiens. Bald zeigt sich der von Schiffen wimmelnde Hafen der von Jahr zu Jahr mehr aufblühenden Handelsstadt Bilbao, aber seine schmutzigen, bevölkerten Quais müssen zurückstehen gegen die stattlichen, granitenen Hafenanlagen von Santander. Hier kaufst du in 1/2 Stunde das reizende Seebad Sardinero besuchen, das ein mächtiger Nebenbuhler St. Sebastians zu werden anfängt. Gijon ist der nächste Anlaufplatz des Dampfers. Dieses erhält seine Bedeutung nur als Hafen für Oviedo, dabei ist es häßlich und wenig interessant, indes hat es eine drollige plaza in der Form eines dreieckigen Hures, verziert mit der Statue des Seehelden Gilbe Pelayo, des Siegers von Covadonga, während in dem staubigen jardino publico das unbedeutende Brustbild des Dichters Jovellanos zu sehen ist.

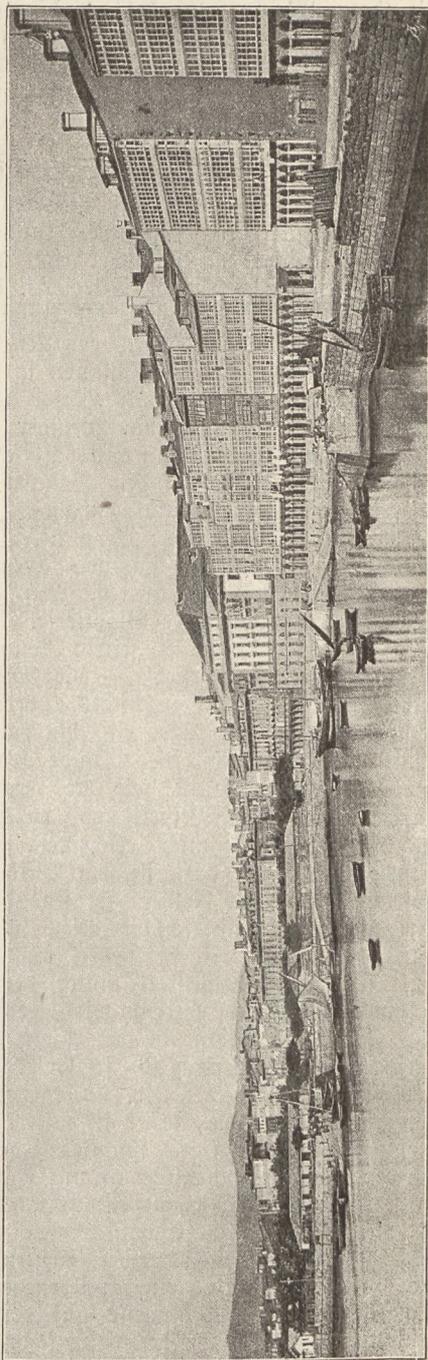
Raum sind die Ufer Gijons den Blicken des Schiffenden entschwunden, als sich die pittoreske Küste Galiciens aufthut. Schon das erste Küstenstädtchen macht einen sympathischen Eindruck. Es ist Rivadeo. Der Ort liegt mit seinen weißen Häusern am Fuße der Ausläufer des Cantabrischen Gebirges. Gegenüber an der malerischen Meeresbucht sieht man eine andere kleine weiße Stadt aus lauschigem Grün hervorleuchten. Wenn der rosenfarbene Abendhimmel allmählich verblaßt und das Blau des Meerwassers in Grau übergeht, dann erglühen noch einmal die braunen Spitzen der Felsen, während Thal und Bai und beide Städtchen sich in die Schatten des Abends hüllen. Dann ist es lustig zu wandeln in den matt erhellten Gassen, auf den hübschen Plätzen und in der gedrängt vollen alameda Rivadeos. Alle Welt soupiert erst gegen 10 $\frac{1}{2}$  Uhr, denn alles ist von der Dämmerungsstunde meist bis Mitternacht auf den Beinen. Diese alamedas und paseos in den weltentlegensten Orten Spaniens sind in Wahrheit öffentliche salons unter dem Sternenhimmel, wobei die plazas den Männern als Clubs dienen. Auf der plaza debattiren, conspiriren sie gegen die Regierung, verlästern das ayuntamiento und bespötteln den Alkaben. Hier wandeln sie, die Cigarette in Munde, in der capa malerisch drapirt, unzählige male auf und ab, selten etwas mehr genießend als eine Limonade oder eine Schale Eis. Unterdessen huschen die Damen, in Mantille und Schleier verhummt, hin zu den Freundinnen und Nachbarinnen, „pour parler chiffons“ und dabei mit schrillen Discantstimmen die Conversation führend, in welcher die Fehler und Schwächen des lieben Nächsten ihre gebührende Stelle einnehmen. Erst gegen Mitternacht leeren sich Straßen und Plätze und der Nachtwächter erscheint, um sein unvermeidliches „sereno!“ ertönen zu lassen.

Fast noch idyllischer als Rivadeo giebt sich die Lage des alterthümlichen Städtchens Viveiro. Die Ankunft eines Nichtspaniers ist daselbst ein Ereignis. Ueberall bleibt Alt und Jung in heller Verwunderung stehen, um das Wunderthier zu begaffen; aber alles mit Gutmütigkeit, ja mit Ehrfurcht gepaart. Auf dem sonnigen Marktplatz saßen die Verkäuferinnen dicht gedrängt unter ihren riesigen Sonnenschirmen — alle lachend, gestikulirend, klatschend, aber immer von einer unentwegten guten Laune besetzt. Sie trugen Kopftücher und Brustlätze in gelber oder rother Farbe. Keine einzige war auch nur annähernd hübsch, aber ihre Sauberkeit, Lebhaftigkeit, und besonders das gänzliche Fehlen von gemeinen Ausdrücken und Rohheit (was man leider in anderen Ländern so häufig bei dieser Classe von Verkäuferinnen findet) macht einem das Besuchen dieser spanischen Marktplätze so angenehm. Dabei sind die Früchte in solcher Fülle und so wohlfeil! Für 1 Real kannst du soviel derselben heimtragen, als deine Arme nur zu fassen vermögen. Und wie kannst du bezahlen den guten Willen, die Scherze, das Lachen, die Dienstbesessenheit dieser braven galicischen Bauerweiber? . . . Vor Hunderten von Jahren muß Viveiro ein ansehnlicher Platz gewesen sein. Sonst könnte man sich nicht den wappengeschmückten, marmornen Triumphbogen erklären, unter welchem man vom Hafen aus durchgeht, sowie die halberwitterten Ritterschilde an vielen vernachlässigten Palästen längs des Flußufers. Unsere modernen Städte können nicht so eine bethürmte Stadtmauer, solche zierliche steinerne Balcone und Bogenfensterrahmen aufweisen, wie dies Viveiro zum Entzücken des sentimentalen Reisenden zu thun im Stande ist. Dazu die Obstgärten, die Orangenwälder, welche die Berghänge in ein Meer von Grün und Gold verwandeln, die liebe blaue Bai von sonnigen Hügeln umgürtet und endlich der breite Strom, der in einer graciösen

Curve sich dem Ocean zuwendet. Wer möchte nicht gerne einige Wochen zu Riveiro verweilen, ver-  
gessen von der geschäftigen, lärmenden Welt?

Vorbei an dem windumbrausten Cap Ortegal steuert unser kleiner Dampfer jetzt gegen Süden. Von der Bai von Ferrol erhältst du nur im Vorüberjageln ein flüchtiges Bild à vol d'oiseau wie das eines italienischen Binnensees, aber nun passiert das Schiff den famosen Torre de Heroules, weitab vom Lande auf einer Meerklippe erbaut. Jetzt ist der Thurm zu einer Seewarte umgeschaffen, mit elektrischem Licht in seiner Laterne und einer stattlichen Terrasse, auf welcher die Wärter in unablässigem Ueberwachen des Meeres und Landes umherpromeniren. Die Bai macht nicht den bezaubernden Eindruck wie die von Rivadeo, weil die Berge ringsum zu grünen Höhen zusammengeschrumpft sind und außer der Insel-  
festung von St. Antonio mit seinen grünen Bastionen und schwarzen Geschützen nichts Besonderes den Beschauer fesselt.

Nun landen wir in Coruña. Die Stadt ist hübsch und wenn sie auch dem Alterthumsforscher wenig bietet, so sind ihre Straßen doch sauber und die calle S. Andrés und die calle Real könnten selbst Madrid zur Zierde gereichen. Jedes Haus in Coruña hat seinen „mirador“ oder Glasbalcon, aus dessen Oeffnungen die müßigen Damen des Hauses auf das Straßenleben hinabschauen. Der mirador ist das Sanctum der Frauen, der Mann hat dafür die Straße und die plaza zu eigen. Unser Reisebuch, der bekannte Murray, empfiehlt uns einen Gang nach der sogenannten „Alten Batterie“, heute ein botanischer Garten am Meeresufer, in dessen Mitte das einfache Standbild



Coruña.  
(Nach einer photographischen Aufnahme.)

von Sir John Moore sich erhebt, wohin wohl jeder Engländer in patriotischem Stolze seine Schritte lenken wird. Kinder spielen hier in den Freistunden, sonst liegt der Garten in melancholischer Stille da. Einst hielt Karl V. hier eine Cortesversammlung ab und noch zeigt man den gewölbten Gang, den der Kaiser durchschritt, um sich auf der unten verankerten Galeere nach Deutschland einzuschiffen. Der Ort heißt noch jetzt: das „Kaiserthor“. Unweit davon liegt das Franziskanerkloster, an dessen Wasserseite sein Sohn, der finstere Philipp II., sich nach England einschiffte auf die Brautfahrt zu einem ungeliebten Weibe. Aber wenn Coruña dem Geschichts- und Alterthumsforscher wenig bietet, so giebt es einen passenden Standort für reizende Ausflüge ab. Ein solcher ist z. B. eine Diligencefahrt nach Oliveiros. Unterwegs fesselt schon die effectvolle Tracht der galicischen Landleute die Aufmerksamkeit des Fremden. Dieselbe ist zwar mehr in dunkleren Farben gehalten als diejenige der Südspanier, aber dennoch sehr Heidsam und die schlanke, ja elegante Gestalt der Männer tritt in ihr unsummehr hervor, da auch Hände und Füße selbst bei dem Niedrigsten von aristokratischer Kleinheit sind. Weniger gefällig ist der Ausdruck der braunen Gesichter, die oft einen harten, unhympathischen Zug haben. Dabei ist die Sprache rauh, vielfach mit portugiesischen Brocken untermischt. Wie in ganz Spanien verhält sich der gemeine Mann durchwegs ablehnend gegen den Fremden, und alle die höflichen Redensarten: *Beso à V. la mano* — *Esta casa está à la disposición de V.* — *quando gustare favorecer* — *Me pongo à las piès de V.* etc. haben keinen reellen Werth. Mit den Frauen ist leichter zu verkehren, nur rühre man nicht an ihre Bigotterie.

Was dem Fremden bei seinen Wanderungen in Galicien sehr auffällt, ist — ganz wie auf Corsica — die Arbeitsscheu der Männer. Das starke Geschlecht hier selbst scheint zu nichts anderem berufen zu sein, als U. L. Frau von Compostella den Tag über ein- bis zweimal ihre Andacht zu bezeigen und dann mit der Cigareite im Munde spazieren zu gehen, en faisant le moulinet avec la canne, wie die Franzosen es drastisch bezeichnen. Alle Außenarbeit liegt den Weibern ob, welche daher mit 30 Jahren bereits als alte und runzliche Greisinnen erscheinen. Kein Gallego läßt sich herab, irgend eine Bürde zu tragen, dazu ist sein Weib und seine Tochter da. Diese armen Geschöpfe bearbeiten die Felder, sie sind die Trägerinnen in den Städten, die Gärtnerinnen, die Wasserhöpferinnen u. s. w. Bei Sonnenaufgang sind sie schon auf dem *qui-vive*, sie stehen am Bahnhof, auf den Landeplätzen und schreiten mit dem Stachelstoc hinter dem kreischenden, plumpen Karren, der von halbwildem Stieren gezogen wird, geduldig einher.

Es ist viel Keltensblut in den Adern der Gallegos. Der Mann ist stolz, eitel, kriegerisch, unübertrefflich in Ertragung aller Arten von Müheligkeiten, er verachtet das Weib als ein untergeordnetes Geschöpf, das ihm zu dienen und ihn zu ernähren hat, ja er ist unter dem Einflusse einiger Gläser arguardiente zu Thätlichkeiten zu schreiten geneigt. Aber er ist patriotisch und zuverlässig dem Freunde. Wenn er es nur wüßte, daß sein Weib seine bessere Hälfte ist! Sie ist ein wahrer Schatz von Gutmüthigkeit, Freundlichkeit, Demuth und Arbeitslust. — Sie allein besitzt Schaffensfreudigkeit in einem Lande, wo alles die Trägheit begünstigt, wo es zwei Ernten, zwei Weinlesen giebt vermöge der Ueppigkeit des Bodens und eines milden gemäßigten Klimas. Während ihr Herr und Meister nach der Frühmesse auf der Dorfstraße unnöthige Politik treibt oder seine neuen Samaschen und seine schöne Jacke bewundern läßt, ist sie längst im Feld, um zu jäten und zu bewässern, oder schwer mit Gemüse- und Obst-

förben bepackt, bereits unterwegs zum Morgenmarkte der nächsten Stadt. Oder sie wartet an der Bahnstation, um eine Peseta (1 Franc) damit zu verdienen, daß sie dir deinen schweren Koffer auf dem Kopfe zur fonda trägt.

An Zerstreuungen ist Coruña arm. Ein Spaziergang durch die calle Real, demnächst zu dem hübschen giardino publico längs des Hafens mit Aussicht auf das tosende Meer — voilà tout. Wenn du um 10 Uhr abends dort dich ergehst, findest du dich mutterselennallein; das ist bedauerlich, denn Coruña bei Mondschein ist eine verzauberte Stadt. Aber alle Südländer sind unempfindlich für die Reize der Natur. Eine Wanderung durch mondbeleuchtete leere Gassen, lediglich aus sentimentalen Gründen, scheint ihnen dicht an Verrücktheit zu grenzen. Das Stadttheater ist für eine Provinzialstadt recht gut. Wir sahen das beliebte Schauspiel Echegaray's: „Mancha que Limpia.“ Die Vorstellung dauerte mit langen Zwischenacten von 8 $\frac{1}{2}$  bis 12 Uhr, der Sitz im Parquet [butaca] kostet 2 Pesetas, dazu die sogenannte entrada: 50 Cents. Während unserer Anwesenheit befand sich ein Reitercircus in der Stadt, wofelbst eine wirklich reizende — und dabei tugendhafte — Reiterin allen alten und jungen „Caballeros“ die Köpfe verdrehte. Von Zeit zu Zeit kommen aus Sevilla andalusische Tänzerinnen, um mit ihrer „Sevillana“ die Herzen und Börsen der jeunesse dorée Coruñas zu erobern. Der Zauber dieses Nationaltanzes besteht in seiner natürlichen Sinnlichkeit, die aber durch eine unnachahmliche Grazie gedämpft wird. Galicien besitzt — seiner bäuerlich veranlagten Bevölkerung gemäß — keine Originaltänze. Die Landleute begnügen sich mit Anhörung einer Art Dudelsacks, eines schrilltönenden Instrumentes mit glänzend polirtem Messingmundstück und einem sammetenenbeutel. Bei allen Processionen hört man keine unmelodischen Töne.

Eines der ergreifendsten Schauspiele war für uns eine Truppeneinschiffung nach Cuba auf dem großen Transportdampfer „Maria Christina“. Die prächtige Bai war mit einer Menge von buntbeflaggten Fahrzeugen bedeckt. Den ganzen Tag spielten die Militärarmeen der Garnison. Die ganze Stadt war auf den Beinen. Am Tage darauf verließen wir nach 8tägigem Aufenthalte Coruña.

Ferrol ist kleiner, aber anmuthiger als die Schwesterstadt. Nichts kann fesselnder sein als sein heiteres, lebensvolles Straßenbild. Zuerst die menschenwimmelnde calle Real, wo Señores und Señoritas bis Mitternacht in den neuesten, aber möglichst übertriebenen Pariser Costümen paradiren, dann die duftenden, fast tropischen öffentlichen Gärten, wo die nettesten Grisetten von ganz Galicien ihre Reize vor bewundernden Marineofficieren zur Schau tragen; endlich die riesige Schiffswerke mit ihrem Ameisengewühl von Arbeitern — alles dient zum angenehmsten Zeitvertreibe für den fremden Ankömmling. Dazu ein Kriegshafen, gegen Stürme geschützt wie ein Binnensee, umgeben von einem Kranze von grünen Hügeln, von alten grauen Festungswällen und im Hintergrunde eine lange Reihe von Sierras in all ihrer wilden, zerrissenen Majestät.

Von Ferrol nach dem lieblichen Flecken Betanzos ist eine Eisenbahnfahrt von 1 $\frac{1}{2}$  Stunden, die von niemandem versäumt werden sollte. Man kommt unterwegs aus der Ekstase nicht heraus. Selten sahen wir ein solch zauberndes Stück Erde.

Zu Betanzos nimmt man die Eisenbahn nach Montforte, wo die Hauptlinie Valladolid-Astorga einmündet. Auf ihr fährt man westwärts weiter nach Pontevedra, einer alten, römischen Stadt am Atlantischen Ocean und an einer Bai gelegen, die ihresgleichen als Meerescenerie sucht. Diese Hafenstadt hat das Gepräge entschwindener Herrlichkeiten bewahrt, wovon das be-

rühmte Benedictinerkloster (ein kleines Cluny) Zeugnis ablegt. Für uns indes hatten die prächtigen Pinienwäldungen in der Umgegend ein weit größeres Interesse als die römischen Capitäler und Transsepte des Klosters, nebst dessen unbeglaubigten Legenden. Hier ist man im Herzen einer unverfälschten Natur. Die Pinien [*P. maritima*, *P. pinea*] von Pontevedra sind außerordentlich geschätzt, aber leider werden sie neuerdings von den Eingeborenen auf unverantwortliche Weise gefällt, um als Bauholz für die englischen Werften verladen zu werden. Schon jetzt liegen ungeheure abgeholzte Flächen anlagend inmitten des herrlichen Waldes und kein Mensch denkt an einen rationellen Wiederersatz durch



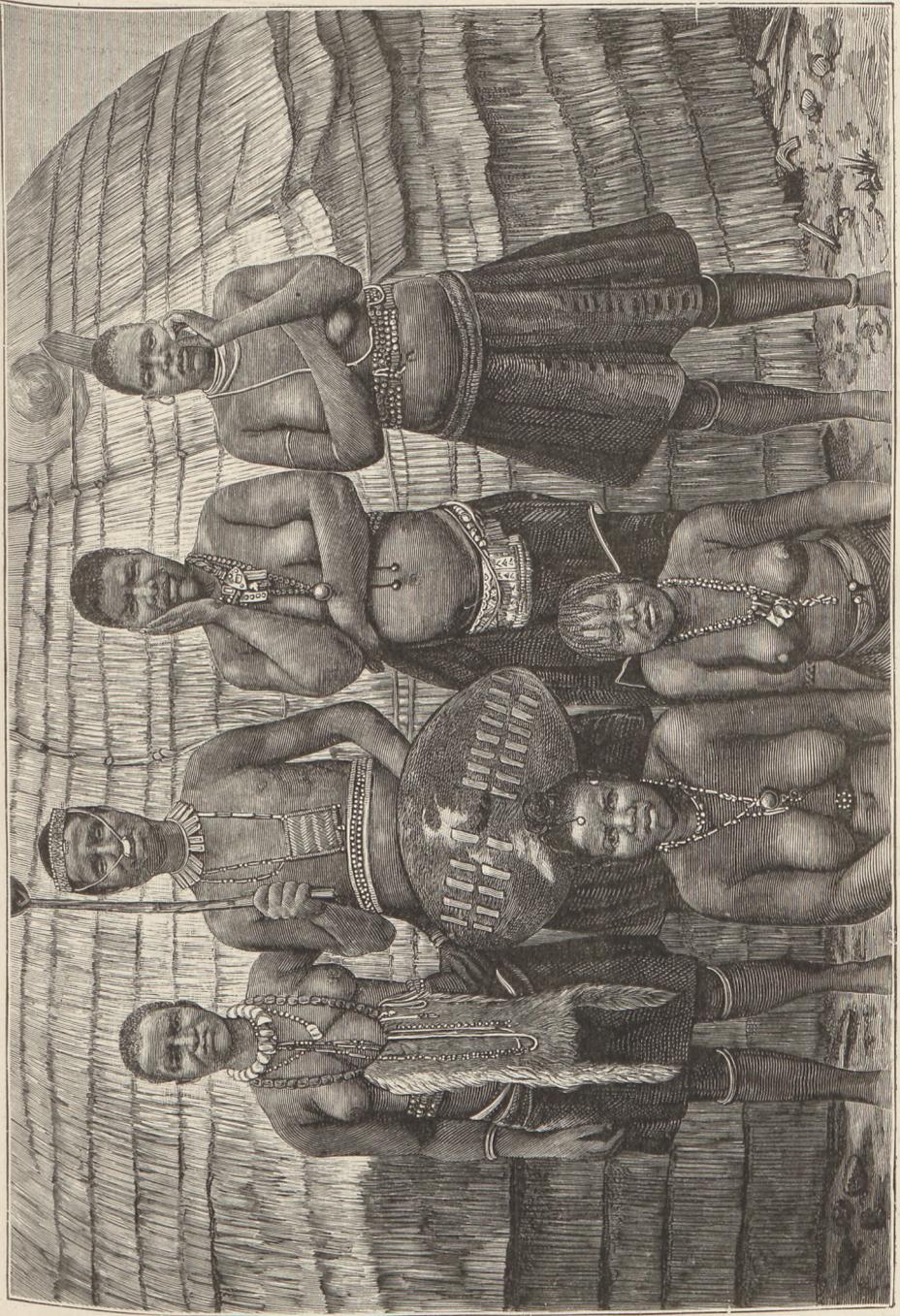
Regierungsgebäude und holländisch-reformirte Kirche in Pretoria. (Zu S. 98.)

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

Neupflanzung. Bald werden die kostbaren Gehölze von Pontevedra vom Erdboden verschwunden sein.

Außer diesen silvanischen Freuden bietet Pontevedra auch dem Liebhaber des Meeres andersgeartete Genüsse. Nimm die Dampfstranway nach dem Fischerdorf Marin und genieße dort am Strande den Sonnenuntergang. Gegen Süd, weit weg, erstreckt sich die Küste der blauen Atlantis, draußen, an large, schaukeln sich Fischerboote mit Segeln: weiß, roth oder braun. Jetzt taucht das Tagesgestirn in sein nasses Grab und der Mond steigt auf. In seinem Lichte ist die See eine Silberfläche, heute ruhig wie ein Spiegel, ausgenommen da, wo seine Dünung, leise rauschend, gegen das sandige Gestade anschlägt und in silbernen Schaum zerfließt. Thalatta! Thalatta!

Die Eisenbahn nach Vigo führt unentwegt durch Weinberge und üppige Maisfelder, wo die Sonne des Südens aus dem rothen Erdreich die ihm anvertrauten Saaten hundertfältig hervorbringt. Vigo — obgleich in wunderbarer



Kaffir mit seinen Frauen vor seiner Hütte. (Zu S. 101.)  
(Nach einer photographischen Aufnahme.)

Lage, ist an sich nicht schön, aber Bai und Küstenlinie sind dagegen von bestrickender Schönheit. Es genügt ein Spaziergang am Hafen, um das köstliche See- und Landgemälde zu bewundern, dann entführt uns der Zug nach den romantisch gelegenen Hafentorten von Villagarcia und Carril. Mit Recht sagt mein Reisebuch: „Schau die Bai von Carril am Abend, von Marin am Morgen und die von Vigo zu jeder Stunde — und du wirst das gleiche Entzücken empfinden!“ . . . Und nun sind wir anderen Tags schon in St. Jago di Compostella! Aber im Angesicht seiner großartigen Bauten, seiner architektonischen Schönheiten, seiner berühmten plaza, lege ich die Feder nieder; sie ist nicht im Stande, die Eindrücke dieser Wunderwerke gebührend wieder zu geben. Nur so viel: „St. Jago bildet den interessantesten Punkt Galiciens und ich schliesse diese Reiseskizzen mit dem Wunsche, daß ein sachkundiger, befähigter Reisender sich finden möge, um diesen uralten, von Millionen frommer Pilger verehrten Wallfahrtsort einer eingehenden Beschreibung zu würdigen. . . . Und somit lieber Leser: „Quede V. con Dios!“

## Deutsch-Südwest-Afrika.

Wanderungen in der deutschen Colonie von Kurt Dinter in Salem, Damaraland.

(Fortsetzung.)

Die Zeit war mir in Swakopmund zu schnell vergangen, während meine Reisegefährten über entsetzliche Langeweile klagten. Achtmal fuhr ich vom Schiffe hinüber an das Land und kam dann regelmäßig reich beladen wieder zurück. Nirgends kann man schöner Pflanzen trocknen wie an Bord, wenn der erste Maschinist, wie in meinem Falle, nichts gegen das Preßpapiertrocknen in der heißen Kesselfammer einwendet. Ich war zweimal gezwungen, während der Nacht an Land zu bleiben, da wegen zu gefährlicher Brandung das Löschen von Gütern unmöglich und die Boote auf das Trockene gezogen waren, während das Schiff zwei Seemeilen weit draußen Ankergrund suchen mußte. Die Brandungswellen fingen an, sich in solchen Fällen schon 1000 Meter weit vom Strande zu brechen; sie folgten dann so schnell aufeinander, daß ein Versuch, nach dem Schiffe zu kommen, sicher unheilbringend gewesen wäre. Bin ich doch selbst bei guter Landung mehreremale bis auf die Haut naß geworden, da ich vorsichtshalber nie meinen Mantel anzog, der mich beim Vollschlagen des Bootes mit Wasser am Schwimmen gehindert hätte. Es ist jedoch zu hoffen, daß in absehbarer Zeit Swakopmund einen Molo bekommt, der das Landen auch bei schlechtem Wetter gestattet. Seine Ausführung wird sich jetzt, da die Eisenbahn besteht, mittelst welcher die Blöcke von Nomadas billig herunterbefördert werden können, verhältnismäßig billig stellen.

Was die Bauart der Häuser in Swakopmund anbetrifft, so sind sie ausschließlich aus Holz gebaut und mit Wellblech gedeckt, zum Theile, wie die Post, das Colonialgesellschaftshaus „Stadt Hamburg“<sup>1</sup> u. a., zweistöckig und sehr wohllich eingerichtet. Die Beköstigung in „Stadt Hamburg“, sowie in „Fürsten Bismarck“ ist sehr befriedigend und wirklich preiswerth. Nur Getränke wie Bier und Sodawasser sind theuer, besonders das letztere. Musik findet man in allen Häusern; Accordeons, Symphonions und wie die Musikautomaten alle heißen, sind beinahe zu überreich vertreten. Die Wände jeden

<sup>1</sup> Dasselbe brannte am 24. März 1898 gänzlich nieder. Anmerkung der Redaction.

Häuses schmücken schöne Collectionen von Gehäuen heimischer Antilopenarten, wie „Gemsbock“, Steenbock, Springbock, Kudu, Watubock, Gnu u. s. w., und die Dielen, Sophas und Betten sind bedeckt mit kunstvoll von Hottentotten genähten Decken aus Schakal-, Springbock-, Klippdach-, Rothfakzen- (Luchs), Hyänen- und Leopardenfellen.

Ein Wort noch über die merkwürdige Nomenclatur der seitens der Boeren in Süd-Afrika eingeführten Thiernamen. Sie beweist, daß jene alten Einwanderer sehr schlechte Zoologen waren. Einige Beispiele: die mit meterlangen gestreckten Hörnern versehenen Antilopen nennt man hier Gemsbock; die mit 15 Centimeter langen gebogenen Hörnchen Steenbock (offenbar reciproke Verwechslung der europäischen Gemse und des Steinbockes); die Hyänen werden „Wölfe“ genannt; Luchs — „Rothfakzen“; ein Felskauinchen — Dachs; Leopard — Tiger; früher gar Giraffen — Kameele (wie noch der Name Kamelboom [*Acacia Giraffae*] beweist); einen trappenartigen Laufvogel Pau (Pfau) zc.

Am vorletzten Tage vor meiner Weiterreise, als wir gemüthlich beim Bier im „Fürsten Bismarck“ saßen, kam Dr. Rhode herein: „Meine Herren, ich eröffne heute nachmittags die erste Swakopmunder Gartenbauausstellung und bitte Sie, sich vollzählig um 4 Uhr zur Besichtigung derselben bei mir einzufinden.“ Allgemeines Halloh und Gelächter antwortete. Dennoch waren wir zur festgesetzten Stunde vollzählig in Dr. Rhode's Salon, wo auf einem großen grüngebedeckten Tische die „Gartenbauausstellung“ stand. Nämlich eine große Platte sehr schöner Kartoffeln, Wassermelonen, Maiskolben, Zwiebeln, Schoten und was das meiste Staunen hervorrief, ein Duzend Flaschen echten Rüdesheimers. „Es ist dies zwar kein coloniales Product, doch soll es zum Racheisern dienen; bitte, nehmen Sie Platz und prüfen Sie, ob es nicht werth sei, solche Tropfen in diesem Lande selbst zu produciren.“ Dr. Rhode theilte mit, daß dies die ersten Erfolge der Station in Spitzkopjes seien, welche, unweit landeinwärts gelegen, der Colonialgesellschaft gehört.

Walvischbai, eine englische Enclave von ungefähr 100 Quadratkilometer, erreichten wir am 1. Juli in circa dreistündiger Fahrt auf unserer Weiterreise von Swakopmund aus. Die Landung daselbst ist sehr sicher und gefahrlos, schade, daß die Bai durch die vom Lande her wehenden Sandstürme immer mehr und mehr versandet. Ueber die Flora von Walvischbai habe ich gar nichts zu sagen, denn sie hat keine. Doch ja, ganz am linken Ende der aus fünf oder sechs Häusern und einem Kirchlein bestehenden Ansiedelung wächst ein einziges Exemplar eines dickblättrigen *Ucium*, und der Strand liegt voll von riesigen Laminarien. Es ist dies eine Algenart, die auf einem 1,5 Meter langen und bis 4 Centimeter dicken, ganz hohlen Stiel eine ebenso lange, handförmig getheilte Spreite trägt; der lange röhrige Stiel ist oft bedeckt mit vielen verschiedenen parasitisch lebenden, zierlichen rothen Algen. Ein Exemplar dieser Alge, die ich übrigens auch am Strande von Ostende gesammelt habe, fand ich bedeckt mit wenigstens hundert kleinen, kaum 1 Fuß langen Laminarien, die sich mit ihren fußförmig zertheilten Rhizoiden um den röhrigen Stiel der Mutterpflanze wie mit Krallen festklammerten. Ist die Landflora hier beinahe gleich Null, so besitzt Walvischbai doch wenigstens eine, zwar nicht an Arten, so doch an Individuen außerordentlich reiche Vogelfauna. Zu Hunderten sitzen in langen Reihen dicht am Meeresrande die schlanken rothgeflügelten Flamingos; Tausende und Abertausende von weißen und schwarzen Tauchern streichen in keilförmig angeordneten Zügen mit schnellem Flügelschlag über die Bucht. Verschiedene Möven und kleine Strandläufer suchen mit dem Eintreten der Ebbe auf dem

Schlickstrande nach Nahrung, und vereinzelt Pinguine, die ihre kurzen, ganz rudimentären Flügelchen wie Flossen zum Rudern gebrauchen, gerathen bei einer steifen Brise von der See her leicht auf den Strand, wo man sie mit der Hand ohne Schwierigkeit und Gegenwehr aufheben kann. Von Fischen sah ich unsere Krümmeger mit etwas Speck oder Fleisch an einer einfachen Schnur in kürzester Frist unheimliche Mengen des sogenannten Grundhaies aus der Tiefe ziehen. Diese Thiere von grauer Farbe hatten nur eine Länge von  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{3}{4}$  Meter. Die Neger schlugen die Köpfe ab, nahmen sie aus und trockneten sie bündelweise im Heizraume. Ganz überrascht war ich, in dem Leibe einiger größerer Exemplare Junge von verschiedener Größe zu finden, in einem Falle deren fünf, von denen das größte schon lebensfähig war. Erinnerung ich mich der früher einmal am Strande von Ostende gefundenen, mit Wickelranken versehenen braunen Haiischeier, so befremdete es mich natürlich sehr, hier einen viviparen Hai zu finden, da ich als Laie nur den Aal für vivipar hielt.

Von Herrn Sichel, dem Vertreter der Firma Mertens & Sichel, ersuhr ich, daß ich wahrscheinlich in dem nur eine Stunde entfernten Sandfontain mancherlei Interessantes finden würde, und ich beschloß daher, mit unserem Schiffsarzt Dr. von Varenhofen, einen Spaziergang nach der genannten „Werft“<sup>1</sup> zu unternehmen. Herr Sichel gab uns zur Führung einen intelligenten Bastardjungen mit, der ein ganz leidliches Deutsch sprach. Wir durchquerten eine tischglatte Ebene von ziemlich festem, gelbem Sand bei brennender Sonnenthitze, und als wir uns einmal nach Walfischbai umschauten, sahen wir die Häuser der Ansiedelung zu unserem Erstaunen über dem Boden schweben. Diese Erscheinung, hervorgerufen durch die über die Ebene sichtbar hinflutende erwärmte Luft, photographirte der Doctor. Es war zwar keine Fata morgana, wie sie Afrikareisende oft schildern, doch gehörte diese Erscheinung zweifellos zu derselben Gruppe von Luftspiegelungen. Nach  $\frac{1}{4}$ stündigem Marsche kamen wir an mäßig hohe Sanddünen, von deren Rücken aus wir nahe vor uns eine mit Sandhügeln bestreute Ebene mit Gruppen von Hottentottenpontoks sahen. Das Auge war angenehm überrascht durch das freundige Grün, mit welchem eine Strauchart die ganze Ebene bedeckte. In der Hoffnung, es hier mit einer mir unbekanntem Pflanze zu thun zu haben, eilte ich die Dünen hinunter darauf zu, war aber bitter enttäuscht, in dem Strauche den gemeinen Allerweltstabak aus Argentinien constatiren zu müssen. Einige der bis 30 Fuß hohen Sandhügel, zwischen denen versteckt die Hütten der Topnaarhottentotten liegen, waren ganz mit den dornigen 1 bis  $1\frac{1}{2}$  Meter hohen graugrünen Stengeln der Nara (*Acanthosicyos horrida*) dicht bestanden. Der Versuch, zu den Wurzeln dieser für die hier lebenden Hottentotten so wichtigen Pflanze zu gelangen, schlug gänzlich fehl, da dieselben, um bis zum Grundwasser zu gelangen, an den höchsten Stellen der Hügel 10 bis 12 Meter senkrecht in den Sand dringen müssen. Das Grundwasser ist in diesem Falle das unterirdisch zum Meere sich fortbewegende Wasser des in den Gebirgen westlich von Windhoek entspringenden Kuifib, in dessen Bette Sandfontain liegt. Seit mehr als zehn Jahren ist jedoch dieser Fluß nicht mehr „abgekommen“, wie man hier das oberirdische plötzliche Ankommen der Wassermassen bezeichnet, veranlaßt durch anhaltende heftige Regen in den Ursprungsgebieten der Flüsse. Die Topnaars haben sich zwischen den Dünen zwei Wasserlöcher gegraben, in

<sup>1</sup> Holländische, allgemein gebräuchliche Bezeichnung für die Dörfer der Eingeborenen Süd-Afrikas.

denen der Wasserspiegel 2 Meter unter der Oberfläche liegt. Ich hatte das Glück, die Nara in Blüthe und allen Stadien der Fruchtentwicklung zu finden. Die Blätter werden durch je zwei rechtwinkelig zu einander stehende, zolllange grüne Dornen ersetzt. Die melonengroßen und dornig-warzigen Früchte sitzen an kurzen Stielchen in den Dornenwinkeln. Die Samen, von der Größe eines kleinen, ziemlich dicken Kürbiskernes, bilden für die hiesigen Hottentotten einen beträchtlichen Theil ihrer Nahrung; der Boden in und um Sandfontain ist denn auch wie besäet mit den leeren Schalen der Samen, welche auch früher von hier nach Capstadt ausgeführt wurden, wo sie wie Mandeln zu Backwerk Verwendung fanden. Außer massenhaften Brack- und Inkbüschchen (zwei Chenopodiaceen), vielen Tamarisken und einem ganz dornigen Grase, welches wie die Swakop-munder endemischen Pflanzen sehr hohe Sandhügelbildungen veranlaßt, war hier nichts zu finden, obwohl ich erwartet hatte, in dem Bette des Kuisib ungefähr dieselben Pflanzen notiren zu können, mit denen der Swakop seine Geröll- und Schlammablagerungen schmückt. War meine Excursion nach Sandfontain auch nicht von dem erwarteten Erfolge begleitet, so hatte ich doch die Genugthuung, wenigstens die Nara in ihrer schönsten Entwicklung mit eigenen Augen gesehen zu haben. Schade, daß es mir nicht vergönnt war, eine andere, noch viel merkwürdigere Pflanze, nämlich *Welwitschia mirabilis*, die an der Ostgrenze des Territoriums von Walfischbai wachsen soll, zu finden. Dr. Rhode in Swakopmund, sowie die Soldaten Konadas hatten mir versichert, daß, wenn ich einen Weg von 35 Kilometer bis Hai guanchab nicht scheue, ich die Wunderpflanze daselbst zu beiden Seiten des Weges in Menge finden könne. 7 bis 8 Stunden allein zu Fuß in dieser unwirthlichen, mir gänzlich unbekanntem Gegend war mir aber doch zu viel, zumal wenn ausgerüstet mit Mappe und Wasserfaß. *Welwitschia* ist eine Gnetacee, welche nur aus zwei breiten,  $1\frac{1}{2}$  Meter langen, flach an den Sand gedrückten Blättern besteht, zwischen denen die aufrechten Zapfen stehen.

Als wir wieder in Walfischbai angekommen waren, zeigte uns Herr Sichel seine schönen ethnographischen und zoologischen Sammlungsobjecte. Besonders interessant war das gänzliche Fehlen der hinteren Naht an einigen der Hottentottenschädel.

Längs der Küste am 2. Juli weiterfahrend, erreichten wir am Morgen des nächsten Tages Lüderitzbucht, das verrufene alte Angra Pequena.

Von einem steil ansteigenden Felsengürtel umgeben, ist Lüderitzbucht gegen Osten, Süden und Westen geschützt; nur im Norden hat die Bucht eine  $1\frac{1}{2}$  Kilometer breite Einfahrt. Unser Schiff ankerte ungefähr in der Mitte derselben. Die Zeit bis zur Landung vertrieb ich mir mit dem Absuchen des scheinbar völlig vegetationslosen, 80 bis 120 Meter hohen Felsengürtels mittelst Spernglases, und ich hatte bald die Genugthuung, constatiren zu können, daß der schlimme Ruf von Lüderitzbucht in Bezug auf die Vegetation den Thatsachen ganz und gar nicht entspricht. Je mehr ich beobachtete, desto mehr Pflanzen entdeckte ich in den Rissen der Felsen. Diese Wahrnehmung beruhigte mich sehr, denn es war leicht möglich, daß ich in Lüderitzbucht, wenn sich nicht gleich nach der Landung eine Beförderungsgelegenheit bot, unter Umständen mehrere Wochen brach liegen mußte. Was dann mit der Zeit anfangen, wenn Lüderitzbucht eine Flora gehabt hätte wie Walfischbai! Lüderitzbucht zählt jetzt etwa 20 Weiße, welche theils vom Vertreter der Colonialgesellschaft, Herrn Schab, theils von Herrn Kaufmann Walter beschäftigt werden. Die zollbehördlichen und polizeilichen Angelegenheiten ruhen in den Händen des Feldwebels Herrn Gausow. Zu

Herrn Walter's gastlichem und sehr comfortabel eingerichteten Hause fand ich die liebenswürdigste Aufnahme und werde ich die daselbst bis zu meiner Abreise nach dem Inneren verlebten zwei Wochen nie vergessen. Das Leben in Lüderitzbucht ist freilich etwas einsam, doch bietet seine Natur Gelegenheit zu wirklich sehr lohnenden Ausflügen genug.

Die Flora ist hier ausschließlich endemischer Natur, indessen befinden sich unter den etwa 80 bis 100 Arten nur drei oder vier, die gleichzeitig der Swakopmunder endemischen Flora angehören. Da hier weit und breit kein aus dem Inneren kommendes Flußbett mündet, so kann das vollständige Fehlen einer angesiedelten Flora nicht wunder nehmen. Mit Ausnahme einer fenchelartigen perennirenden Umbellifera, einer kleinen rothblühenden Statice, eines mit formidablen Dornen bewaffneten Spargels, einer sparrigen Hermannia, der *Lebeckia multiflora*, eines binjenartigen Grasses und einer weißblühenden Scrophularinee sind alle Pflanzen der Lüderitzbucht als Succulenten zu bezeichnen. Ganz auffallend war der völlige Mangel an einjährigen Sämlingen der hiesigen Flora, ein Beweis für den fast gänzlichen Regenmangel, denn der allerdings sehr stark fallende nächtliche Thau vermag doch nur in den seltensten Fällen die ziemlich schwer keimenden Samen dieser Pflanzen zur Entwicklung zu bringen. Ganz ausnahmsweise Nebelregen, wie sie nur alle paar Jahre einmal fallen, mögen wohl hauptsächlich zur Verjüngung der Flora dienen. Einige Pflanzen, so die schon erwähnte Statice, ein *Mesembryanthemum* und einige andere mehr sind wahrscheinlich von dem Thanniederschlage völlig unabhängig, da sie an sandigen, sehr niedrigen Stellen in nächster Nähe des Meeres wachsen, wo sie mit ihren Wurzeln sehr gut das durch den Sand filternde Seewasser erreichen können. Ein anderes *Mesembryanthemum* mit wurmartigen, niederliegenden Zweigen und kleinen rosafarbenen Blüten, eine mir völlig unbekannt dichte, rasenbildende Pflanze, mit Blättern, ähnlich denen des *Sedum reflexum*, eine andere von demselben Habitus, deren pfriemliche Blätter mit einem dünnen, seidenglänzenden Ueberzuge versehen sind, und ein in großer Menge auf flachen Stellen die Lagune mit schön frischgrünem Saum umgebendes Gras leben auf täglich von der Flut bespülten Stellen. Das eben erwähnte schiffartige Gras sollen die aus dem Inneren kommenden Ochsen, die gewiß nicht wälderisch sind, jedoch verschmähen, selbst wenn es noch ganz jung ist. Den Strand einer kleinen, 7 Seemeilen nördlich von der Ansiedlung gelegenen Bucht sah ich bedeckt von einer dunklen dichten Vegetation. Ich beschloß daher, in Gesellschaft eines in Lüderitzbucht zur Erholung anwesenden Cap-Engländers eine Segelbootpartie nach „Schad's Wald“, wie hier scherzhaft jener vielleicht 1½ Quadratkilometer große Buschcomplex genannt wird, zu unternehmen. Hätte ich gewußt, daß dieser „Wald“ ausschließlich aus bis 2 Meter hohen Brackbüschen (*Salsola*) besteht, zwischen denen aber auch nicht die geringste andere Pflanze wächst, so hätte ich mir das zweifelhafte Vergnügen der einen ganzen Tag kostenden Fahrt geschenkt. Auf der Langhaus'schen Karte stünde daher besser für „ausgedehnter Buschwald“ einfach „Brackbüsche“. Die Flamingoinsel, ein ganz kahles, felsiges Eiland, ist bei Ebbe trockenen Fußes zu erreichen. Ich fand darauf gar nichts außer einigen mächtigen Walfischrippen und Wirbeln, sowie einige Hottentottengräber. Der ganze Strand liegt voll Muscheln, meistens Patellen, und alle Felsen sind dicht mit ihnen bis zur Fluthöhe besetzt. Die Patellen sind zwar etwas hart, doch kann man sie ganz gut roh essen, wie ich auf meinen Ausflügen immer that. Sie haben nur eine konische Schale und saugen sich so fest an die Klippen an, daß es eines sehr starken Messers bedarf,

sie loszubekommen. Von einem Fischzuge, den Herr Schad mit seinen Hottentotten ausführte, war ich Augenzeuge; er überbot an Interesse alle Fischzüge, die ich im Mittelmeere und in der Nordsee gesehen habe. Das große Schleppnetz wimmelte von großen Fischen aller Art. Eine Rochenart mit breitem flachen Kopfe wurde auf den Strand geworfen und unbenutzt liegen gelassen, ebenso drei ziemlich große Haie, die einem Menschen zwar nicht den Kopf, sehr gut aber einen Fuß abbeißen konnten. Das gleiche Schicksal widerfuhr noch anderen Fischarten, alles Cabinetstücke für unsere Museen! Dennoch betrug die Ausbeute derer, die allein für genießbar gehalten wurden, mehrere Centner.

Ein Spaziergang auf die bei Ebbe trockenen Fußes vom Festlande zu erreichende felsige Sharkinsel brachte mir nichts Neues ein. An einer der höchsten Stellen des Eilandes fand ich zwei Haufen unbrauchbar gemachter Gewehre, mit denen der eigentliche Gründer unserer Colonie, der Bremer Kaufmann Adolf Lüderitz, Tauschhandel mit den Eingeborenen zu treiben gedachte. Es wäre wohl endlich an der Zeit, das Andenken dieses Mannes, der sich um die Ausbreitung der deutschen Colonialmacht solche Verdienste erworben, sein Vermögen verloren und im Oranjesfluß sein Leben eingebüßt hat, durch Errichtung eines schlichten Denkmals in Lüderitzbucht zu ehren. (Die deutsche Nation ist doch sonst so schnell mit Denkmälersetzen, oft viel unbedeutenderen Leuten, zur Hand. Ich wünschte, diese Mahnung hätte eine Sammlung für diesen Zweck zur Folge.)

(Fortsetzung folgt.)

## Astronomische und physikalische Geographie.

### Die Wasserverhältnisse auf dem Planeten Mars.<sup>1</sup>

Ueber die Wasserverhältnisse auf dem Planeten Mars hat sich Herr William H. Pickering, der zu Arequipa unter sehr günstigen Umständen diesen Planeten beobachtete, eingehend ausgesprochen.

Er bemerkt, daß 1894 zur Zeit des Sommers für die südliche Hemisphäre des Mars Herr Sowell die sogenannten Meere desselben von grünblauer Farbe fand, während sie ihm selbst zur gleichen Zeit und an den nämlichen Instrumenten nur grau erschienen. Indessen sah er 1890 zur Frühlingszeit der südlichen Marshälfte die angeblichen Meere brillant grün und ebenso 1892 zu Arequipa. In dem Maße aber, als die Jahreszeit auf dem Planeten fortschritt, verwandelte sich das Grün in ein monotones Grau, ähnlich wie er dies 1894 am Flagstaff-Observatorium wahrgenommen hatte. Gegen Schluß der Beobachtungen 1894 ging die graue Farbe allmählich in Gelblich über und die meisten Flecke südlich von 50° südl. Br. wurden dadurch unsichtbar. Neuere Beobachtungen, etwas nach dem Herbstäquinoccium der südlichen Marshemisphäre, zeigen eine grünliche Färbung der Regionen zwischen 10° und 20° südl. Br., aber diese Färbung ist nicht so marfirt als das schöne Grün der südlichen gemäßigten Zone während der Beobachtungen 1890.

Die Verlängerung einzelner Canäle in die sogenannten Meere hinein ist bereits 1892 von William Pickering zu Arequipa entdeckt worden, wo sie auch von Herrn Douglas gesehen wurde. Schon im August jenes Jahres schrieb ersterer: „Einige gut entwickelte Canäle durchschneiden die Océane.“ Diese Canäle waren schmal und gut definiert, auch wurden sie von beiden Beobachtern gesehen. Handelte es sich also um wassererfüllte Meeresbecken, so wären diese Canalzüge unerklärlich. Sind dagegen die behaupteten Meere nur schwache Depressionen, etwa die Betten ehemaliger Océane, so ist kein Grund vorhanden, weshalb der Unterschied im Aussehen der fruchtbareren und sterilen Regionen auf dem Mars sich nicht sollte klar und deutlich für uns darstellen.

<sup>1</sup> Bulletin de la Société Astronomique de France 1899, durch „Sirius“, Heft 7.

Es ist fast sicher und ziemlich allgemein angenommen, daß die Atmosphäre des Mars sehr wenig dicht ist. Von dem Augenblick an, wo der Schnee an den Polen zu schmelzen beginnt, muß es am Aequator sehr warm sein. Unter diesen Umständen sollte man eine sehr intensive Verdampfung während des Tages erwarten und eine gleich rapide Condensation des Wasserdampfes während der Nacht. In der That bildet dieser Vorgang wahrscheinlich die Circulation des Wassers auf dem Mars, wie solches die Anwesenheit des Schnees an den Polen bezeugt. Indessen, wenn dort große, freie Wasserflächen vorhanden wären, wie man bis jetzt im allgemeinen glaubt, weshalb sollte dann die Atmosphäre auf der Tagesseite des Planeten sich nicht häufig so sehr mit Wasserdampf sättigen, daß daselbst Wolken entsänden? In Wirklichkeit sind aber auf dem Mars, abgesehen von der Nictgrenze, Wolken überaus selten, während wir sie sehr häufig wahrnehmen müßten. Wenn ferner daselbst Wasser in großen Mengen vorhanden wäre, wie kommt es, daß der Mars nicht mit ebenso schweren Eiscalotten an den Polen bedeckt ist wie die Erde? Ist es nicht auffallend, daß bei seiner großen Entfernung von der Sonne der Polarschnee im Sommer völlig fortschmilzt, während er auf der Erde, welche der Sonne um so viel näher ist, dauernd bleibt? „Wenn dagegen nach meiner Hypothese,“ fährt William H. Pickering fort, „Wasser auf dem Mars nur in geringer Menge vorhanden ist und vor allem durch Verdampfung und Condensation vertheilt, so muß dort ein excessives Klima herrschen mit sehr heißen Tagen und kalten Nächten. Die Polarcaltotten würden hiernach in Wirklichkeit nicht Schneezonen sein, sondern mehr von einer Art Reif bedeckte Regionen, so daß es sich nicht um Schneebedeckung von vielen Metern Höhe, sondern nur höchstens um dünne Schichten, die im allgemeinen nur den Bruchtheil eines Meters Höhe besitzen, handelt. Wenn ferner Mars, wie es wirklich der Fall ist, eine Atmosphäre besitzt, so muß der Himmel dort am Tage mehr oder weniger hell sein und sein Licht von den Meeresflächen reflectirt werden. Er muß daher in allen Richtungen, mit Ausnahme der verticalen, polarisirt erscheinen.“ Pickering hat nun in Arequipa wiederholt die Oberflächen der angeblichen Meere mit einem Doppelbildprisma untersucht und ebenso zu Flagstaff mit einem Polarisfop nach Arago, welches empfindlicher ist. Zu Arequipa glaubte er ein- oder zweimal einige Spuren von Polarisation in einem außergewöhnlich dunklen Theile der Syrtis magna zu erkennen.

Da dies zu einer Zeit kurz nach dem Schmelzen der Polarcaltotte geschah, so ist es möglich, daß dort eine sumpfige Region vorhanden war. „Indessen,“ sagt Pickering, „bin ich dessen nie sicher gewesen und zu Flagstaff habe ich mit Hilfe eines sehr viel empfindlicheren Instrumentes niemals die geringste Spur von Polarisation wahrgenommen, gleichgültig, welches „Meer“ untersucht wurde. Gleichzeitig aber zeigte die blauschwarze Fläche rings um die Polarcaltotte, wo diese in raschem Zusammenschwinden war, sehr deutliche Polarisation, was mich in der Ueberzeugung bestärkt, daß diese Erscheinung wirklich durch die Gegenwart von Wasser verursacht wird. Ich bin daher zu dem Glauben gelangt, daß die sogenannten Meere des Mars nichts anderes sind als ausgedehnte Flächen, welche von Vegetation bedeckt werden und daß die Canäle sehr schmale Vegetationsgebiete sind, welche sich rechts und links aus uns unsichtbaren Wasserläufen entwickeln. Die röthlich scheinenden Flächentheile des Planeten sind Wüsten, deren Ausdehnung infolge des Wassermangels bedeutend größer ist als diejenigen unserer irdischen Wüsten. Die beiden Beobachtungsstationen zu Arequipa und Flagstaff liegen beide in hohen und öden Regionen der Erde und besitzen folglich, bei ihrer Lage nahe der Tropenzone, einen für astronomische Untersuchungen überaus günstigen Himmel. Unter diesen Verhältnissen glaube ich, daß wir, mein Mitbeobachter und ich, den Planeten Mars unter günstigeren Verhältnissen beobachtet haben als irgend ein anderer Astronom. Ich constatire dies, weil ich Werth darauf lege, daran zu erinnern, daß ich niemals die Marscanäle doppelt gesehen habe und ich glaube, daß Herr Douglas, der mit mir in Arequipa und Flagstaff war, der nämlichen Meinung ist, obgleich ich bezüglich seiner nicht autorisirt bin, mich zu äußern.“

## Politische Geographie und Statistik.

### Die deutsche überseeische Auswanderung im Jahre 1898.

Von Adolf Tromnau.

#### I. Allgemeines.

Die deutsche Auswandererbewegung nach überseeischen Gebieten hielt sich im Jahre 1898 nicht nur in den mäßigen Grenzen des Vorjahres, sondern blieb in ihrer Gesamtziffer

hinter diesem noch um 1624 Personen zurück. Nach dem amtlichen, dem Reichstage erstatteten „Bericht über die Thätigkeit der Reichscommission für das Auswanderungswesen während des Jahres 1898“ belief sich die Gesamtsumme aller deutschen Auswanderer über die Häfen Bremen, Hamburg und Stettin auf 17.173 Personen, von denen 9574 männlichen und 7599 weiblichen Geschlechtes waren. Diese Zahl bedeutet die geringste Ziffer in der gesammten deutschen Auswandererstatistik seit dem Jahre 1871. Mit diesem Jahre beginnen bekauntlich die ausführlichen amtlichen Jahresnachweise der deutschen Auswandererbewegung. Zudem ich bezüglich der Entwicklung des deutschen Auswandererwesens auf meine Ausführungen im XXI. Jahrgange dieser Zeitschrift, S. 35, und im XIV. Jahrgang derselben 1891, S. 466, hinweise, bemerke ich, daß im Jahre 1891 die Provinz Posen allein mehr Auswanderer aufzuweisen hatte, als 1898 das gesammte Reichsgebiet.

Der im Jahre 1894 erfolgte bedeutsame Rückschlag in der Auswandererbewegung dauert also noch bis jetzt fort. Suchte man damals die Gründe für diesen Rückgang vorwiegend in den ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnissen der Vereinigten Staaten von Amerika, dem Hauptziele der deutschen Auswanderung, so ist man jetzt geneigt, denselben auf „die offenbar andauernd günstige Lage von Handel und Industrie und die geordneten staatlichen Verhältnisse im Deutschen Reiche“ zurückzuführen. Es soll diese Erscheinung ein Beweis dafür sein, „daß das heimische Erwerbsleben nach wie vor dem Angebote von Arbeitskräften eine lohnende Verwendung zu gewähren in der Lage ist“.

Die Union war auch im Jahre 1898 das Hauptziel der Auswanderung. Von den 17.173 deutschen Auswanderern gingen 13.869, d. i. etwas über 80 Procent, nach den Gebieten der Union. Zwar sind in den Vereinigten Staaten neuerdings strenge Gesetze erlassen, um die Einwanderung von Elementen zu erschweren, die der Regierung zur Last fallen und dem Handel und der Industrie des Landes nicht zum Nutzen gereichen. Weil aber die amerikanische Industrie sich infolge der hohen Schutzzölle des Dingley-Tarifes mächtig entwickelt hat und die Nachfrage nach tüchtigen Facharbeitern eine viel größere geworden ist, finden gegenwärtig namentlich deutsche Industriearbeiter drüben lohnende Beschäftigung. Dazu kommt, daß deutsche Fabrikbesitzer, um die hohen Eingangszölle zu eriparen, Zweigfabriken in ihrer heimischen Werkstätten in der Union gegründet und dadurch den Zugug von Industriearbeitern gefördert haben. Die Zahl derselben ist daher von 9 Procent im Jahre 1897 auf 15 Procent im verfloffenen Jahre gestiegen. Dagegen hielt sich die Auswanderung deutscher Ackerbautreibender in mäßigen Grenzen (11 Procent). Die größte Zahl dieser Auswanderergruppe stellen die Ausländer, und zwar in erster Linie die Russen, Polen und Südlavlen.

Uebrigens ist die Ziffer der fremden Auswanderer, die über deutsche Häfen gingen, wieder gestiegen. Sie belief sich auf 83.805 Personen gegen 64.419 im Jahre 1897 (1896 95.803), so daß die Gesamtzahl aller Auswanderer über deutsche Häfen 100.978 Personen betrug, von denen 60.486 über Bremen, 39.882 über Hamburg und 610 über Stettin gingen. Auch bei den fremden Auswanderern trat als Hauptziel der Auswanderung die Union auf. Von den 83.805 fremden Auswanderern suchten 74.649 in den Vereinigten Staaten eine neue Heimat. Die meisten derselben kamen aus Oesterreich-Ungarn. Aus diesen Staaten wanderten insgesammt 38.493 Personen aus, von denen 33.395 nach der Union, 4174 nach Britisch-Nord-Amerika, 432 nach Brasilien, 330 nach Australien, die übrigen nach anderen überseeischen Ländern gingen (Afrika, Süd-Amerika, Mittel-Amerika). Von den Auswanderern stammten 21.437 (1897 15.808) aus den im Reichsrathe vertretenen Ländern, 17.056 (1897 9880) aus Ungarn. Demnächst war von den fremden Ländern Rußland mit 27.853 Auswanderern vertreten.

Die ausländischen Auswanderer, welche die Controllstationen der Grenze passirt hatten, trafen größtentheils in geschlossenen Trupps kurz vor den Einschiffungstagen im Auswandererhafen ein. Andere, die es verstanden hatten, die Controllstationen und die Central-Controllstation in Muhlleben bei Berlin zu umgehen, wurden im Hafen von den Beamten des Nachweisungsbureaus für Auswanderer in Empfang genommen und zur Desinficirung dem Krankenhause überwiesen, und zwar entweder auf Kosten der Auswanderer-Agenten oder der Schiffsahrts-Gesellschaften. Seitdem das neue Auswanderungsgesetz in Kraft getreten ist, sind die Bestimmungen für Auswanderer-Logirhäuser sehr verschärft, so daß allein in Bremen 10 derartige Häuser eingegangen sind. Die anderen befanden sich aber in derartig gutem Zustande, daß keine Klagen von Auswanderern laut geworden sind. Auch die Anforderungen an die Schiffsahrts-Gesellschaften sind durch das neue Gesetz höhere geworden, da die neuen Vorschriften im Interesse der Auswanderer bedeutend schärfere Anforderungen an die Beschaffenheit und Einrichtung der Auswandererschiffe stellen, als die bisherigen Bestimmungen. Doch haben sich wesentliche Schwierigkeiten bei dem Uebergange durch die Zuborformlichkeit der Auswanderungsbehörde einerseits und die Leistungsfähigkeit der Schiffsahrts-

Gesellschaften andererseits vermeiden lassen. Die größeren Rhedereien mit ihren gut eingerichteten Schiffen wurden durch das neue Gesetz auch weniger getroffen, als der indirecte Verkehr mit den kleineren Dampfern nach England. Diese Schiffe entsprechen weniger den zu stellenden Anforderungen; es traten daher diese Linien erst nach und nach in die Auswandererbeförderung ein, nachdem vorher die Einrichtungen der Schiffe entsprechend umgestaltet waren. Unter den großen Schiffahrts-Gesellschaften stehen der „Norddeutsche Lloyd“ und die „Hamburg-Amerika-Linie“ in erster Reihe. Ersterer verfügte Ende 1898 über 52 transatlantische Dampfer, von denen 45 zur Beförderung von Passagieren, 7 hauptsächlich Frachtzwecken dienen.

Die Zahl der mittellosen Rückwanderer, die von überseeischen Häfen zurückgewiesen wurden, betrug über Bremen 378, über Hamburg 381, also im ganzen 759. Außerdem kamen über England 1192 mittellose Rückwanderer, so daß die Gesamtzahl derselben sich auf 1951 belief. Vier dieser Rückwanderer wurden der Irrenanstalt Friedrichsberg überwiesen, die übrigen alle theils auf Kosten des jüdischen Comites und der betreffenden Rhedereien, theils auf Kosten der Behörde für das Auswanderungswesen und der Polizeibehörde nach ihrer Heimat befördert.

## II. Tabellen.

### 1. Die Auswandererbewegung im Verlauf des Jahres.

M o n a t e	über Bremen		über Hamburg		überhaupt	
	in Schiffen	in Schiffen	in Schiffen	in Schiffen	überhaupt	in Schiffen
Janaar . . . . .	3.319	29	1.125	34	4.444	63
Februar . . . . .	4.012	26	1.195	31	5.207	57
März . . . . .	8.054	30	3.722	41	11.776	71
April . . . . .	5.568	34	4.018	37	9.586	71
Mai . . . . .	5.579	33	6.408	41	11.987	74
Juni . . . . .	4.061	33	3.125	40	7.186	73
Juli . . . . .	4.155	29	2.615	38	6.770	67
August . . . . .	5.710	31	2.873	36	8.583	67
September . . . . .	5.774	28	3.005	43	8.779	71
October . . . . .	5.244	33	3.396	40	8.640	73
November . . . . .	5.522	30	4.498	40	10.020	70
December . . . . .	3.488	31	2.179	31	5.667	62
Summe . . . . .	60.486	367	38.159	452	98.645	819

### 2. Berufsarten der deutschen Auswanderer.

Berufsart	über Bremen	über Hamburg	Summe
Landwirthschaft . . . . .	963	904	1.867
Industrie . . . . .	1346	1582	2.928
Handel und Verkehr . . . . .	1534	1990	3.524
Arbeiter . . . . .	1414	722	2.136
Ohne Berufsangabe . . . . .	3569	2972	6.541
Summe . . . . .	8826	8170	16.996

## 3. Antheil des preussischen Staates.

Nummer	Provinzen	Männlich	Weiblich	überhaupt	Ziel Union	Vergleichs- ziffer von 1891
1	Hannover . . . . .	1141	999	2.141	1934	6.182
2	Brandenburg . . . . .	1160	732	1.892	1398	5.773
3	Posen . . . . .	539	677	1.216	1175	18.275
4	Schleswig-Holstein . . . . .	652	553	1.205	977	4.207
5	West-Preußen . . . . .	340	444	784	740	15.732
6	Pommern . . . . .	400	336	736	638	9.751
7	Rheinland und Hohenzollern	378	181	559	411	5.031
8	Schlesien . . . . .	328	199	527	417	2.677
9	Hessen-Nassau . . . . .	272	206	478	386	3.025
10	Sachsen . . . . .	244	139	383	312	1.915
11	Westfalen . . . . .	214	165	379	310	2.279
12	Ost-Preußen . . . . .	151	148	299	254	2.681
	Preußen . . . . .	5819	4779	10.598	8952	78.141

## 4. Antheil der einzelnen Staaten des Deutschen Reiches.

Nummer	Staaten	Männlich	Weiblich	zusammen	Ziel Union	Vergleichs- ziffer 1891
1	Preußen . . . . .	5819	4779	10.598	8.952	78.141
2	Hamburg . . . . .	927	529	1.456	737	2.142
3	Bayern . . . . .	708	611	1.319	1.182	10.756
4	Sachsen . . . . .	650	418	1.068	803	4.126
5	Württemberg . . . . .	367	364	731	643	6.182
6	Baden . . . . .	211	193	404	305	4.162
7	Bremen . . . . .	202	199	401	298	1.170
8	Oldenburg . . . . .	111	81	192	159	1.142
9	Hessen . . . . .	104	87	191	163	1.992
10	Mecklenburg-Schwerin . . . . .	90	56	146	101	1.536
11	Braunschweig . . . . .	71	50	121	89	254
12	Sachsen-Weimar . . . . .	52	37	89	74	416
13	Lübeck . . . . .	49	29	68	33	105
14	Anhalt . . . . .	40	21	61	32	162
15	Elßaß-Lothringen . . . . .	40	17	57	35	1.138
16	Reuß, jüngere Linie . . . . .	25	17	42	30	337
17	Sachsen-Coburg-Gotha . . . . .	19	19	38	25	246
18	Sachsen-Meiningen . . . . .	19	13	32	18	258
19	Lippe . . . . .	14	17	31	23	137
20	Reuß, ältere Linie . . . . .	25	17	42	30	131
21	Waldeck . . . . .	12	12	24	21	91
22	Schwarzburg-Sondershausen	14	7	21	17	65
23	Mecklenburg-Strelitz . . . . .	10	9	19	19	333
24	Sachsen-Altenburg . . . . .	13	5	18	13	135
25	Schwarzburg-Rudolstadt . . . . .	5	8	13	11	121
26	Schaumburg-Lippe . . . . .	1	1	2	2	47
	Deutsches Reich . . . . .	9574	7599	17.173	13.869	115.392

## 5. Deutsche Auswanderer über deutsche und fremde Häfen.

H ä f e n	Auswanderer	
	1898	1897
Bremen . . . . .	8.826	9.559
Hamburg . . . . .	8.170	8.802
Stettin . . . . .	177	440
Deutsche Häfen überhaupt . .	17.173	18.801
Antwerpen . . . . .	3.064	3.769
Rotterdam . . . . .	550	584
Amsterdam . . . . .	50	66
Totalsumme . . . . .	20.837	23.220

Ungarns Postwesen 1898. Dem Berichte der Generaldirection der königl. ungarischen Post- und Telegraphenverwaltung ist Folgendes zu entnehmen: Im Jahre 1898 bestanden 4766 Postämter, deren Zahl sich im Vergleiche gegen das Vorjahr um 85 vermehrt hat. Postrouuten und Postwege gab es 10.058 in einer Länge von 98.400 Kilometern, und zwar entfallen auf Eisenbahnen 40.655 Kilometer, auf Straßen 40.730 Kilometer, auf Wasserstraßen 17.105 Kilometer. Postrouuten mit Personenbeförderung existirten noch 125, die von 15.564 Reisenden benutzt wurden. Der Postverkehr umfaßte: 181.221.749 einfache Briefe, 69.579.650 Correspondenzkarten, 38.009.406 Drucksorten und Geschäftspapiere, 3.087.198 Waarenmuster, 108.751.564 Zeitungen, 18.682.809 Anweisungen, 286.011 Postmandate, insgesamt 419.618.387 Stück gegen 390.727.290 Stück im Jahre 1897; hierzu kommen die Wagenpostsendungen von 18.155.280 Stück, so daß die gesammten Sendungen 437.773.667 Stück zählten. Der Werth der Postsendungen stellte sich auf 2942,5 Millionen Gulden gegen 2490,3 Millionen im Jahre vorher, und zwar entfallen auf 1.738.358 Geldsendungen 2286,2 Millionen Gulden, auf 18.677.714 Postanweisungen 508,04 Millionen Gulden, auf 3.311.178 Postnachnahmen 29,33 Millionen Gulden. Postmandate kamen 286.011 Stück im Werthe von 12,7 Millionen Gulden. Die Postsendungen hatten ein Gewicht von 73.296.489 Kilogramm. Von den gesammten Sendungen entfielen 70,9 Procent auf das Inland, 27,4 Procent auf das Ausland und 2 Procent auf den Transit. Bemerkenswerth ist die steigende Entwicklung des Zeitungsverkehres, es wurden nämlich expedirt 108.751.564 Zeitungsexemplare (+ 17,4 Procent), hiervon im Inlande 93.858.593, nach dem Auslande 3.808.422, vom Auslande 11.084.549. Im Inlande erscheinen 1213 Zeitungen und Zeitschriften, aus Oesterreich kamen 1470 Blätter, aus dem Auslande 821 Zeitungen. In den Jahren 1868 bis 1898 ist die Zahl der Postämter von 1337 auf 4766 gestiegen. Damals entfielen auf 100.000 Bewohner 8,62 Netter, gegenwärtig 27,9; damals bestanden 1231 Postrouuten mit 32.565 Kilometer Länge, gegenwärtig sind 10.058 mit 99.490 Kilometer Länge vorhanden.

Der Fleischverbrauch Berlins. Der Fleischverbrauch der Stadt Berlin belief sich im Jahre 1898 auf 144.670.203 Kilogramm, und zwar entfielen auf Rindfleisch 46.416.435 Kilogramm, auf Schweinefleisch 60.907.536 Kilogramm, auf Kalbfleisch 11.610.580 Kilogramm, auf Hammelfleisch 8.772.874 Kilogramm, auf Pferdefleisch 2.210.400 Kilogramm; auf 8.500.000 Kilogramm wird das in Postpaketen von auswärts eingeführte frische Fleisch, Salzfleisch in Tonnen u. dgl. geschätzt, auf 6.252.378 Kilogramm der „Kram“ der in Berlin geschlachteten Thiere berechnet. Auf den Kopf der Berliner Bevölkerung, welche 1.780.825 Seelen betrug, entfallen 81,2 Kilogramm. Die Bevölkerung hatte sich im letzten Jahre um 2,55 Procent, der des Fleischconsums nur um 1,76 Procent vermehrt. Kr.

Schieferproduction der Welt. Innerhalb Europas liefert England die besten und meisten Schiefertafeln, und zwar besonders aus dem nördlichen Theile von Wales, ferner auch aus Westmoreland, Cumberland, von der Insel Man und auch aus Irland. Im Jahre 1898 betrug der Werth der Schiefergewinnung im Vereinigten Königreiche etwa 36.000.000 Mark. Demnächst erzeugt Frankreich die größte Menge nutzbaren Schiefers, und die gewaltigen Schieferbrüche in den Ardennen und im Departement der Maine und Loire sind weltbekannt. Im Jahre 1898 erzielte die Production einen Ertrag von etwa 16.000.000 Mark. In den Vereinigten Staaten hat die Schieferindustrie einen recht bedeutenden Aufschwung genommen, so daß die Schiefertafeln bereits zu einem Exportgegenstande geworden sind. In diesem Jahre wird die Production der Vereinigten Staaten der französischen an

Werth schon überlegen sein. In den verschiedenen anderen Ländern ist im Vergleiche zu England, Frankreich und den Vereinigten Staaten die Production geringfügig; in Belgien bringt die Schiefergewinnung etwa  $1\frac{1}{2}$  Millionen, in Canada 170.000, in Deutschland 65.000 und in Britisch-Indien 55.000 Mark jährlich. Die Schieferproduction der ganzen Welt wird etwa auf einen Werth von 66.000.000 Mark geschätzt.

**Die Insel Trinidad.** Trinidad, früher spanischer Besitz, selekte im vorigen Jahre seine hundertjährige Zugehörigkeit zum britischen Reiche. Die Aristokratie des Landes besteht noch heute aus Nachkommen der alten spanischen Geschlechter. Die Insel mit 4541 Quadratkilometer Arealfläche zählt gegenwärtig 230.000 Einwohner, darunter 83.000 aus Ost-Indien importirte Nuliz. Die einheimischen Arbeiter reichen für den Bedarf der Pflanzei belweitem nicht aus, so daß eine starke Einwanderung dieser Classe sich vernothwendigte. Die Leute haben den Anspruch, nach Ablauf ihrer festgesetzten Dienstzeit nach Ost-Indien frei zurückbefördert zu werden. Zur Zeit sind erst zwei Drittel von ganz Trinidad unter Cultur gebracht. Die dominirende Industrie des Landes ist Zucker, dessen Export im verfloffenen Jahre sich auf 55.000 Tonnen belief, dann folgt Cacao.

## Berühmte Geographen, Naturforscher und Reisende.

### Richard Böckh.<sup>1</sup>

Richard Böckh, einer der hervorragenden Statistiker, war der Sohn August Böckh's, den wir unter die Heroen der Alterthumsforschung zählen. Seine Lebensarbeit, auf historisch-geographischer Grundlage aufgebaut, wurzelt im deutschen Volksthum und ist von ihm unzertrennlich. Sie muß daher in dieser Zeitschrift in einem kurzen Abrisse ihre Würdigung finden.

Am 28. März 1824 zu Berlin geboren, erhielt R. Böckh an dortigen Joachimsthalschen und Friedrichs-Werder'schen Gymnasium, sowie an den Universitäten Heidelberg und Berlin eine vorzügliche Vorbildung. Schon als vierjähriger Knabe lernte er an Landkarten lesen, bereits als Schüler entwarf er selbständig einen Atlas zur Geschichte des deutschen Volkes, der auf langen und eingehenden Studien beruhend, die höchste Anerkennung seiner Lehrer, insbesondere Bonnel's fand. Auf den Wunsch seiner Familie wählte er indeßen als Nachstudium auf der Universität Jurisprudenz und Staatswissenschaften, zugleich bestrebt, auch durch Reisen eine eingehende Kenntnis von Ländern und Völkern Europas zu erwerben. Diese führten ihn im Laufe von 10 Jahren hauptsächlich durch Skandinavien, Italien, die Britischen Inseln, Frankreich und die Niederlande. Seine mit Auszeichnung bestandenen Gramina wie seine Kenntnis der Hauptsprachen Europas ließen ihn seinem Lehrer Dieterich, Professor der Staatswissenschaften, als geeigneten Mitarbeiter beim Preussischen Statistischen Bureau erscheinen. Schon in dem ersten seiner zahlreichen damaligen Aufsätze machte er darauf aufmerksam, daß die niedrige Geburtszahl der Franzosen mit der Grenze der französischen Nationalität übereinstimme. Aus dieser Zeit datirt auch seine Arbeit über die Sprachgrenze in Belgien und die Uebersicht über die administrative Statistik der verschiedenen Staaten, die erste vollständige Darstellung auf diesem Gebiete.

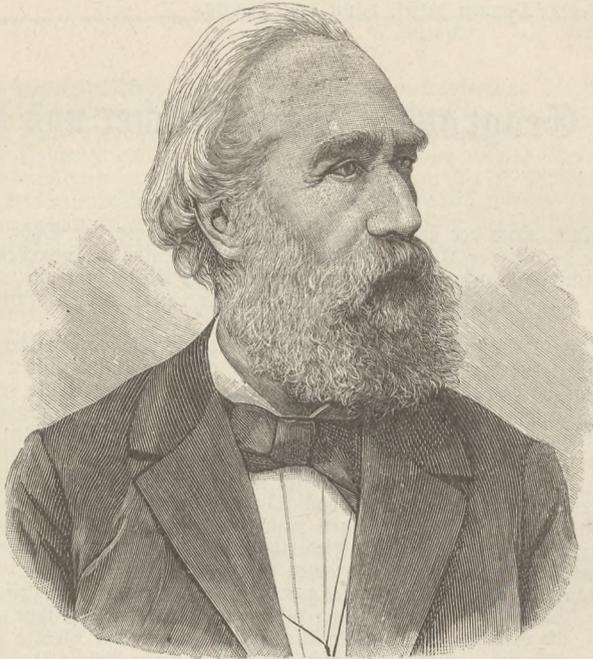
Auf Dieterich's Empfehlung erhielt Böckh 1855 das statistische Decernat bei der Regierung in Potsdam. In dieser Stadt verband er sich mit seiner treuen Lebensgefährtin Thabella von Tzschoppe und wurde so der Schwager Gneiss's. Aus der gleichen Zeit stammt auch seine Verbindung mit H. Berghaus in Potsdam, die zu einem Austausch von Studien und Sammlungen Böckh's über das Elsaß und Berghaus' über die Ostprovinzen führte. Das Hauptergebnis der dortigen Arbeiten war jedoch das große Werk der Ortsstatistik und historisch-geographischen Uebersicht des Regierungsbezirkes Potsdam mit der Stadt Berlin 1861, das bisher keine Nachahmung in anderen preussischen Provinzen gefunden hat.

Im Jahre 1861 zog ihn Dieterich's Nachfolger Engel wieder nach Berlin, um mit ihm in gemeinsamer Arbeit die Reform der preussischen Statistik durchzuführen, deren Mitbegründer er nun wurde. Nach seiner Ernennung zum Regierungsrath (1864) leitete Böckh die Volkszählung in Schleswig-Holstein und verwirklichte schon hier diejenigen Verbesserungen des Volkszählungswesens, welche ihm dann 1867 für das ganze Zollvereinsgebiet gelangen. Auch die Statistik der neuen Provinzen, wie die Volkszählung in Elsaß-Lothringen (1871)

<sup>1</sup> Mit Benutzung eigener Aufzeichnungen des Gelehrten.

ist sein Werk. Als Mitglied der Commission zur weiteren Ausbildung der Statistik des Zollvereines (1870 und 1871) hat Böckh an Plänen und Ausführungsbestimmungen mitgearbeitet. Die Systeme der preussischen wie der Reichsstatistik sind seitdem für eine ganze Reihe von Staaten (auch fremder Welttheile) vorbildlich geworden. Es sei gleich hier bemerkt, daß unser Gelehrter auch als Begründer der wissenschaftlichen Gemeindestatistik, speciell der Bevölkerungsstatistik der Städte angesehen werden muß. Das statistische Amt der Stadt Berlin ist durch Böckh's Arbeit — 1875 wurde er dessen Director — das erste derartige Institut der Welt geworden; und wie er schon 1869 die ersten Schritte gethan hatte, eine Vereinigung der deutschen amtlichen Statistiker zum Zwecke gleichartiger Erhebungen in der Bevölkerungsstatistik herbeizuführen, so gründete er 1879 die Vereinigung der deutschen Städtestatistiker.

Mit der praktischen Thätigkeit des Organizers und Verwaltungsmannes ging ein umfassendes Wirken als Gelehrter und Lehrer Hand in Hand. Eine nie verlassende Schaffens-



Richard Böckh.

kraft und Erfindungsgabe, die Freude am Forschen selbst, welche tief durchdachte neue Methoden, darunter die graphische Darstellung statistischer Verhältnisse auf der Basis der geometrischen Construction und das mathematische Gesetz in der Mortalität ans Licht förderte, dazu sein polyhistorisches Wissen machten Böckh zum akademischen Lehrer hervorragend geeignet. Er wirkte zuerst mit mehreren Universitätslehrern an Königl. Statistischem Seminar (1862 bis 1875, beziehungsweise 1881), den wichtigsten Theil der Vorlesungen, die Bevölkerungsstatistik, behandelnd. 1881 wurde ihm die erst vor kurzem gegründete außerordentliche Professur für Statistik an der Universität Berlin verliehen. Von äußeren Ehrungen fielen ihm die Ernennung zum Ehrendoctor der Staatswissenschaften in Tübingen 1881, der Charakter als geheimer Regierungsrath 1885, die Ernennung zum Director des eben begründeten staatswissenschaftlichen Seminars im Vereine mit Ad. Wagner, Schmoller und Meitzen 1886, wie die Ernennung zum ord. Honorarprofessor 1895 zu. Seine Vorlesungen umfassen die allgemeine theoretische und die angewandte Statistik, besonders Bevölkerungs- und sogenannte Moralstatistik. Dazu kommen im staatswissenschaftlichen Seminar theoretische und praktische Uebungen, die auf dem statistischen Amte abgehalten wurden. Unendlich groß ist die Zahl der Schüler

aus allen Culturstaaten der Welt, die Böckh in nur fast 40jähriger Thätigkeit herangebildet hat und zu denen sich die ersten Nationalökonomien und Statistiker, sowie zahllose Beamte, Aerzte u. s. w. rechnen. Ebenso ist die Zahl seiner wissenschaftlichen Publicationen außerordentlich umfangreich. Außer circa 18 Schriften in Buchform und Kartenwerken hat er zahlreiche Abhandlungen in mehr als 20 wissenschaftlichen Zeitschriften und Sammelwerken geliefert.

Eng mit der Geographie hängen Böckh's deutschnationale Studien zusammen, die er Zeit seines Lebens gepflegt und noch 1894 in einem Aufsatze der preussischen Jahrbücher über die polnische Sprachgrenze befhätigt hat. Nachdem es ihm schon 1861 gelungen war, eine neue Aufnahme der „Volksprache“ zu erlangen, bearbeitete er zunächst die Sprachkarte für den preussischen Staat und debnte dann die weitere Bearbeitung auf die gesammten Aufnahmen über die Ansiedlung der Deutschen in Europa aus (vgl. „Die Volksprache als Kennzeichen der Nationalität“ in Lazarus' Zeitschrift für Völkerverpsychologie 1866). Das Ergebnis war das mit Beifall überschüttete, dem Freunde der Familie, G. W. Arndt, zum hundertjährigen Geburtstagsgewidmete Meisterwerk: „Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet“ (1869), das gemiffenmaßen auf die Wiedergewinnung Elfaß-Lothringens vorbereitete. Dies Buch, dann die mit dem langjährigen Freunde H. Kiepert geschaffene historische Karte von Elfaß-Lothringen, ferner ein Memorandum an das Generalcommando in Nancy über die Wasgenwaldgrenze und ein zweites an Bismarck über die Einbeziehung deutscher Dörfer bei Diebenhofen brachten für die Festlegung der deutschen Grenze gegen Frankreich auch unmittelbaren praktischen Erfolg. Der kartographische Ausdruck dieses Hauptwerkes sollte H. Naber's große Karte der Wohnsitze der Deutschen in Europa sein. Ihre Vollendung und Herausgabe nach dem Tode des Freundes führte Böckh in glänzender Weise durch. Alle diese Arbeiten hängen eng zusammen mit seinen großen Werken über die Bewegung der Bevölkerung, die Volkszählungen und die Wohnungsaufnahmen, speciell in der Reichshauptstadt, die zusammen mehr als 30 Bände füllen, darunter 23 Bände des statistischen Jahrbuches von Berlin. Ein früher nicht geschautes Bild der Bevölkerungsbewegung und eine wissenschaftliche Vertiefung der Bevölkerungsfrage auf dem Grunde kerndeutscher Gesinnung ergeben sich aus diesem Lebenswerke. So können wir denn mit Karl Bröll sagen, daß „seine ehernen Ziffern eine unablässige Mahnung für das deutsche Volk bilden, deutsches Volksgut im Auslande nicht leichtsinnig zu verschleudern“ es uns nicht von fremden Nationalitäten rauben zu lassen.“

Diesem Ziele hat Richard Böckh auch als Mitbegründer und langjähriger Präsident des 1881 entstandenen Allgemeinen Deutschen Sprachvereines zugestrebt. Die Aufgabe, den bedrängten und nothleidenden deutschen Brüdern im Auslande Hilfe zu bringen, erfaßte er mit glühender Begeisterung. Sie führte ihn zu zahlreichen Reisen in unterstützungsbedürftige Landschaften und Orte, besonders die Alpenländer und Siebenbürgen. Bis in die äußer-europäischen Erdtheile erstreckte sich die werththätige und wirksame Hilfe. So konnte es denn nicht fehlen, daß ihm zu seinen Ehrentagen 1894 und 1899 die Deutschen aller Länder begeisterte Huldigungen darbrachten, wohl kein Stamm aber inniger als die Siebenbürger Sachsen durch Dr. Karl Lutz in der Kronstädter Zeitung vom 28. März 1899. In ungebrochener Schaffenskraft weilt und wirkt Richard Böckh unter uns. Auch die „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik“ bringt dem jugendfrischen Manne, der noch heute die Wald- und Seenlandschaft der märkischen Heimat wie die Berge der Alpen auf seinen Urlaubszügen durchwandert, den Wunsch dar, er möge noch viele Jahre dem Kreise der Seinen, dem Deutschthum, der Wissenschaft in ungebrochener Kraft erhalten bleiben. H. Kr.

## Geographische Nekrologie. Todesfälle.

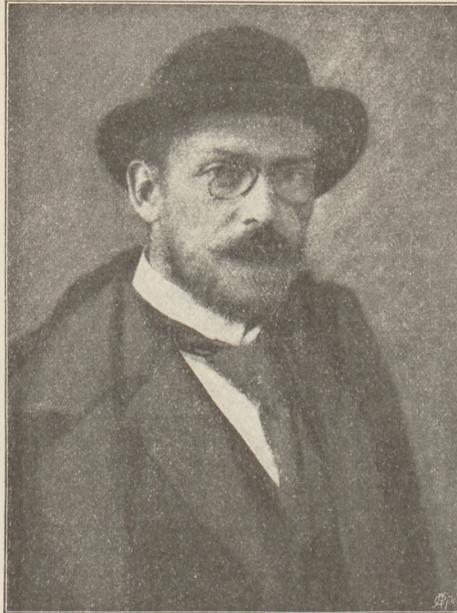
### Robert Hans Schmitt.

Fern von der Heimat ist am 10. Mai 1899 ein zu großen Thaten veranlaßtes Talent in jungen Jahren durch das tödliche Klima des dunklen Erdtheiles hinweggerafft worden, der ausgezeichnete Alpinist und verdiente Afrikaforscher Robert Hans Schmitt.

Als der einzige Sohn des geschätzten Clavierprofessors am Conservatorium zu Wien, Hans Schmitt, wurde er am 7. Januar 1870 in der Kaiserstadt geboren. Nach Absolvirung des Unterghymnasiums hätte er nach des Vaters Wunsch sich der Musik widmen sollen, aber seine Liebe zur Natur, sowie zu freier Ungebundenheit setzten es durch, daß er für die Malerei sich ausbilden durfte, für welche er ausgesprochene Anlage besaß. Zunächst genöß

er Vorunterricht im Malen durch den als Radierer bekannt gewordenen Alphons aus der Schule Unger, dann bezog er die Wiener Akademie der bildenden Künste und besuchte die Fachschule des Professors Lichtenfels. Sich zum Landschaftsmaler ausbildend, war er nach Verlassen der Akademie noch eine Zeit lang ein Schüler Darnaut's. Im Künstlerhause und im Kunstverein ausgetestete Bilder Schmitt's wurden allgemein als vielversprechende Werke des jungen Malers begrüßt, so z. B. „der Mailap bei Bozen“, „der Ortler“ und ein Gemälde nach einem Motive aus der Nähe von Ragusa.

Frühe schon bildete sich Robert Schmitt zum tüchtigen Alpinisten aus. Den Anstoß hierzu gab der erste Sommeraufenthalt des damals 11jährigen Knaben in den Alpen. Im Alter von 16 Jahren erklimm er die nahezu senkrechte, 213 Meter hohe Martinswand bei Girl unweit Innsbruck, auf der sich einst Kaiser Max I. verfliegen hatte. Als 1887 Schmitt unter den Karbesteigern auftauchte, war er bereits ein fertiger Hochtourist und erregte durch seine gewagten Kletterübungen Aufsehen. Im folgenden Jahre wurde er Mitglied des



Robert Hans Schmitt.

Oesterreichischen Alpenclubs und als solches in Völs der Bahnbrecher der jüngsten Schule der Bergsteigekunst, indem er den Ruhm der führerlosen Wiener Schule weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausstrug. Seine kühnen Touren galten hauptsächlich den Grunsthaller Alpen, den Dolomiten, der Dachsteingruppe, den Hohen Tauern, der Ortlergruppe und den Alpen der Dauphinée. Doch zeigte Schmitt bei aller Kühnheit ein großes Maß von Vorsicht und Ueberlegtheit, wenn auch seine alpine Unfehlbarkeit in ihm ein starkes Selbstgefühl entwickelte, das gewiß durch seine bedeutende physische Kraft und die hiermit zusammenhängende Energie genährt wurde.

Die Eigenschaften, welche Schmitt zu einem ausgezeichneten Hochtouristen machten, bedingten auch seine besondere Eignung zum Forschungsreisenden. Als sich ihm daher hierzu Gelegenheit eröffnete, da die von dem Wiener Dr. Johann Wilhelm inscenirte Freilandexpedition nach Ost-Afrika Theilnehmer warb, ging auch er, vom jugendlichen Feuereifer befeelt, 1894 mit dieser Expedition nach dem dunklen Erdtheile. Bekanntlich mißglückte dieses ungenügend vorbereitete Unternehmen vollständig, und Schmitt mußte froh sein, mit heiler Haut wieder in die Heimat zu gelangen. In der Wiener k. k. Geographischen Gesellschaft

hielt er damals einen Vortrag über die Freilandexpedition, welcher dieselbe einer scharfen, jedoch berechtigten Kritik unterzog. Aber wie so vielen erging es auch ihm; nachdem er einmal Afrika gesehen und das abenteuernde Forscherleben kennen gelernt, zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt wieder dorthin.

Diesmal nahm er die Sache ernster, indem er sich gründlich für die Forscherthätigkeit in Afrika vorbereitete. Unter Anleitung des Feldmarschall-Lieutenant's v. Arbter, Directors des k. und k. militär-geographischen Institutes, trieb er in letzterem astronomische Studien zum Zwecke genauer Ortsbestimmungen und kartographischer Aufnahmen und hörte Geologie bei Professor Sueß. Am 23. März 1896 trat er seine zweite Reise nach Afrika an. Als Ziel dieser Expedition war Transvaal bestimmt. Dort sollte der junge Mann mit Cecil Rhodes zusammentreffen und von ihm nähere Weisungen erhalten. Doch die Unruhen in Johannesburg störten diesen Plan und Robert Schmitt begab sich nach Sansibar, um von dort aus eine Studienreise nach Deutsch-Ost-Afrika und Samu zu unternehmen. Sein Zusammentreffen mit Dr. Oskar Baumann, welcher eben in Sansibar weilte, sollte für Schmitt's weiteres Schicksal bestimmend werden. Baumann lernte bald den entschlossenen, jungen Mann, dessen gestählte Natur von einer unbegrenzten Willenskraft geleitet war, schätzen und auf seine warme Empfehlung kam ein Vertrag mit der deutschen Regierung zu Stande, demzufolge Schmitt als kaiserlich deutscher Geograph mit einem Jahresgehalt von 10.000 Mark angestellt wurde. Seine Aufgabe war zunächst als Führer einer Expedition das Mündungsgebiet des Rufidjhi und Moforo, sowie den nördlichen Theil der Nguru-berge und Utagara bis gegen die Panganifälle hin kartographisch aufzunehmen und zugleich die Sitten, Gebräuche und die Dialekte der Einwohner zu studiren. Die Briefe, die er von der Reise seinem Vater sandte, bezeugen die volle Hingabe des jungen Forschers an seine Pflichten und bestätigten seine vorzügliche Eignung zu diesem Berufe. Die Schwierigkeiten, die er auf dieser letzten Reise zu bestehen hatte, waren nicht gering, und mehrmals gerieth N. S. Schmitt in Lebensgefahr; er verstand es aber durch kluge Haltung und sein urwüchsiges Weien das Mißtrauen der uncivilisirten Stämme, die er auf seinen Reisen traf, rasch zu verschuchen. Die Hauptaufgabe der Expedition, die kartographische Aufnahme der oben genannten Gegenden, löste er in trefflicher Weise. Im Jahre 1898 unternahm er eine größere Expedition in das Gebiet des Nyassasees.

Nachdem N. Schmitt durch zwei Jahre der deutschen Colonialregierung von dieser lobend anerkannte Dienste geleistet hatte, wollte er den vertragsmäßig zugesicherten halbjährigen Urlaub in seiner Heimat verbringen und rüstete zur Reise nach Wien. Da erlag er noch auf Afrikas heißer Erde zu Mangali in der Landschaft Uhehe in Deutsch-Ost-Afrika dem Schwarzwassersieber, erst im 30. Lebensjahre stehend.

N. Schmitt's erfolgreiche Forscherthätigkeit verdiente eine zusammenfassende Darstellung; an gesammelten ethnographischen Gegenständen hat er allein 14 Kisten nach Wien gesandt.

**Todesfälle.** Am 10. October 1899 starb zu St. Petersburg der ordentliche Professor der Geographie und Ethnographie an der dortigen Universität, **Dr. Eduard Petri**, im Alter von 45 Jahren. Wir werden dem zu früh Verbliebenen demnächst einen Nekrolog widmen.

**Professor Dr. Emil Wisjki**, Oberlehrer in Stettin, geboren zu Tilsit am 17. August 1855, durch mehrere geographische Schriften bekannt geworden, unter denen das 1897 erschienene Buch „Zeitströmungen in der Geographie“ am bedeutendsten ist, starb zu Stettin am 14. September 1899.

Am 2. Juli 1899 starb der Botaniker **Dr. F. Kuhl** zu Manaus in Brasilien, auf einer Forschungsreise begriffen.

**Louis Dartet**, Professor der Geologie in Toulouse, verschied daselbst am 22. August 1899. Am 18. December 1840 zu Castelnau-Magnoac geboren, machte er die große, vom Herzoge de Luyne's ausgerüstete Forschungsreise nach dem Morgenlande mit, welche ihm auch den Stoff zur seiner Doctorschrift „Exploration géologique de la mer morte“ lieferte. Außer mit Geologie beschäftigte er sich auch mit Urgeschichte.

**Dr. Georg Kolb**, deutscher Afrikareisender, ein Teilnehmer an der sogenannten Freiland-Expedition, nach deren Scheitern er in Ost-Afrika zurückblieb und von Mombasa aus eine Wanderung nach dem Kenia unternahm, welchen Berg er im Juli 1895 bestieg, neuerdings wieder auf einer Reise beiriffen, verschied vor kurzem am Rudolfsee.

**Dieterich Reimer**, der vormalige Chef der bekannten geographischen Verlagsbuchhandlung in Berlin, der sich um die Förderung der Erd- und Völkerkunde große Verdienste erworben hat und dessen Kartenverlag als musterförmig bezeichnet werden konnte, ist in Berlin am 15. October 1899 gestorben. Reimer war am 13. Mai 1818 geboren und hatte sich schon vor mehreren Jahren vom Geschäfte zurückgezogen.

Der um die Landeskunde Siebenbürgens hochverdiente Schulinspector **Dr. Eduard Albert Vielz**, Vorstand-Stellvertreter des Siebenbürgischen Karpatenvereins, ist am 26. Mai 1899 zu Hermannstadt im 72. Lebensjahre gestorben. Biographie und Bildnis desselben finden unsere Leser in der „Kundschau“, XIX. Jahrgang, S. 326 f.

Professor **Christian Brügger**, einstiger Director des botanischen Gartens in Zürich, viele Jahre lang Professor an der Cantonschule in Chur und Conservator des Nätischen Museums, ist daselbst vor kurzem im Alter von 66 Jahren gestorben.

## Kleine Mittheilungen aus allen Erdtheilen.

### Europa

**Simplontunnel.** Der im Bane begriffene Simplontunnel wird bei einer Länge von 19.738 Meter der längste Tunnel der Welt werden, da er den Gotthardtunnel (14.984 Meter) noch um 4754 Meter übertrifft. Er wird doppelt angelegt, indem zwei Gänge in 17 Meter Entfernung nebeneinander her durch den Berg getrieben werden; alle 200 Meter stehen beide Tunnel durch Quergänge miteinander in Verbindung. Der zweite Tunnel wird aber jetzt noch nicht ausgebaut; dies soll erst geschehen, wenn der Verkehr es späterhin erfordert. Vorläufig dient derselbe nur dazu, dem Haupttunnel frische Luft zuzuführen. Das Wasser zum Betriebe der Bohrmaschinen, welches aus der Höhe auf die Berge geleitet wird, soll auch dazu dienen, die Hitze im Schoße der Erde zu mildern, denn man glaubt im Inneren 42° C. anzutreffen. Versuche haben ergeben, daß man mittelst zerstäubten Wassers Luft von 50° auf 15° C. abkühlen kann. Der Tunnel muß in 5½ Jahren fertiggestellt sein. Von Norden her, wo Kalkschiefer zu durchbrechen ist, rückt die Arbeit täglich um etwa 5,80 Meter vor, im Süden dagegen nur um 3,07 Meter, da man hier durch Gneis zu bohren hat. Der Tunnel beginnt bei Brieg im Rhönethale und endet bei Domo d'Ossola; im Norden bei Brieg macht er eine leichte Biegung, dann verläuft er in gerader Linie, aber etwas absteigend, so daß die Ausgangsöffnung 50 Meter tiefer liegt als die Einfahrtsöffnung.

**Blaue Grotte auf der Insel Zante.** Wie aus Athen berichtet wird, ist an der Nordostseite des Vorgebirges Schinari auf der Insel Zante von einem dortigen Bewohner eine blaue Grotte entdeckt worden. Sie unterscheidet sich durchaus nicht von der berühmten blauen Grotte auf Capri. Infolge einer eigenartigen Brechung der Sonnenstrahlen auf dem in der Grotte befindlichen Meerwasser werden alle in das Wasser eingetauchten Körper von einer lebhaften silberblauen Farbe umspielt, so daß sich der Beschauer vor einem interessanten und zauberhaften Schauspiel befindet. Die neue blaue Grotte von Zante ist zwar am Eingange größer als die auf Capri, jedoch im Inneren niedriger und hat auch im allgemeinen eine geringere Ausdehnung. Ein gewöhnliches Fischerboot kann bequem bis zur Innenseite fahren, wo sich eine kleinere zweite Abtheilung öffnet, von wo aus man, sich vorbeugend, eine kleinere zweite Grotte bemerkt, in deren Tiefe das dort befindliche Meerwasser auf lebhafteste phosphorescirt, indem es seine Beleuchtung durch eine Oeffnung erhält, die mit der Oberfläche des äußeren Meeres in Verbindung steht.

### Asien.

**Bergbesteigungen im Himalaya.** Dr. W. H. Worsman und Frau Fanny Bullock-Worsman, F. R. S. G. S. aus den Vereinigten Staaten, Verfasser mehrerer Reisebücher, haben im vergangenen Sommer in Begleitung des bekannten Schweizer Führers M. Zurbriggen aus Macugnaga im Besteigen von Gipfeln der Karakorum-Himalayakette ganz Außergewöhnliches geleistet. Im Juli verbrachten sie 18 Tage auf dem großen Biafo-gletscher in Baltistan. Sie wanderten auf demselben 30 Meilen weit bis zum Snow Lake (Schneefee), welcher in einer Höhe von 16.000 Fuß liegt. Nachdem derselbe passiert war, stiegen sie den schneebedeckten Hißparpaß hinauf, welcher 17.590 Fuß hoch ist. Sir Martin Conway mit dem Führer Zurbriggen führte im Jahre 1891 die erste Ueberschreitung dieses Passes aus. Die Worsman-Expedition war die zweite, welche diese schwer zugängliche Eiswelt aufsuchte; sie ist aber die erste, welche diese namenlosen, unerforschten Eisriesen, die den Schneefee und den Paß umgrenzen, sah und photographirte. Herr Conway und seine Gesellschaft legten diesen Theil des Weges in einem Schneesturm zurück, und daher sahen sie nichts. Das Worsman'sche Zeltlager wurde in einer Höhe von 12.800 Fuß, das höchste von 16.400 Fuß auf dem Eise aufgeschlagen. Als die Reisenden nach Askole, einem Dorfe in Braldu, zurückgekehrt

waren, wurden neue Kulis genommen, um eine kleine Forschungsreise nach einer ringförmigen Gruppe schneebedeckter Bergspitzen zu unternehmen, welche an den hohen Skoro La-Paß angrenzt, der den oberen Zugang von Shigar nach Iscole bildet. Hier wurden in der Moräne und auf dem Gise Lager aufgeschlagen in einer Höhe von 16.000 Fuß und von 17.400 Fuß und zwei bisher unbetretene Schneegipfel erstiegen. Der erste Gipfel wurde von dem tieferen Lager aus in fünf Stunden erreicht. Vom höchsten Gipfel aus, der ein spitzes, weißes Horn ist, wurden Photographien aufgenommen. Auf einem etwas niedrigeren Felsgipfel wurde ein Steinmann gebaut. In diesem Steinmann wurde ein Krug geborgen, der eine Karte mit den Namen der Bergsteiger und dem dem Berge gegebenen Namen, nebst dessen Höhe enthielt. Derselbe wurde Siegfried-Horn getauft. Seine Höhe beträgt 18.600 Fuß (5723 Meter). Drei Tage später wurde von dem oberen Lager aus ein hoher, völlig schneebedeckter Ke gel bestiegen. Zwei Träger begleiteten die Bergsteiger, die sich vom Lager aus angefeilt hatten. Nachdem man eine kurze Strecke weit über Gletscher gegangen war, wurde über steile Schneefelder zu dem spitzen Gipfel aufgekommen. Von demselben erblickte man eine ganze Reihe großartigster, zum Theile bisher unbekannter Bergriesen der Gegend der Himalaya Ketten. Manga-Barbat 26.600, Mount Godwin-Austin 28.250 Fuß, Masherbrun und Gusterbrun, von denen jeder 26.000 Fuß hoch ist, und dann die zahllosen aber ebenso hohen Schneekönige der Biafa- und Gunza-Regionen wurden in ihrer vollen Pracht erblickt. — Keines aus der Gesellschaft litt an der Höhenkrankheit, obgleich man sich in einer Höhe von 19.450 Fuß (5984 Meter) befand. Die Höhe der beiden Gipfel ist der Durchschnitt der auf zwei Aneroidbarometern neuester Construction einregistrierten Höhen. Diese Angabe wurde für annähernd correct gehalten im Vergleich mit der officiellen Angabe der Paßhöhe (17.000 Fuß). Nach der Rückkehr ins Shigarthal wurde die bedeutendste aller Bergbesteigungen ausgeführt, diejenige des Mount Koser Gunge, welcher nach den Messungen der indischen Terraincommission eine Höhe von 21.000 Fuß (6430 Meter) hat. Diese Besteigung war sehr schwierig. Das zuerst schon windige Wetter wurde immer schlechter, und als die Bergsteiger sich endlich dem Gipfel näherten, wurden sie in ein schreckliches Gestöber von Schnee und Regen eingehüllt. Frau Workman hat somit Höhen erklommen, wie sie bisher noch von keiner Frau erreicht wurden (sie stieg circa 1500 Meter höher als die berühmtesten Bergsteigerinnen).

**Erdbeben in der asiatischen Türkei.** In den Städten Aidin und Smyrna und Umgebung fand am 18. und 20. September 1899 eine gewaltige Erdbebenkatastrophe statt, welche großen Schaden angerichtet hat. Um 4 Uhr morgens des erstgenannten Tages wurden die Einwohner Smyrnas durch einen heftigen, vierzig Secunden dauernden Erdbebenstoß aus dem Schlafe geweckt und in Schrecken versetzt. Während Smyrna selbst mit dem bloßen Schrecken davongekommen zu sein scheint, hat jedoch das Erdbeben, das gleichzeitig in Aidin und längs des Mäanderthales verspürt wurde, in nahen Ortschaften des bezeichneten Thales zahlreiche Opfer an Menschenleben gefordert und ungeheuren Schaden verursacht. Die Erschütterung in Aidin und Umgebung war so heftig, daß sich an mehreren Stellen des Mäanderthales überaus große Erdrisse bildeten, welche Häuser und Menschen verschlangen, heiße Wasserquellen neu entstanden, und die Schienen der Smyrna-Aidin-Bahn zum Theile angerissen wurden. Einzelne Orte, wie Artaxe, wurden gänzlich zerstört, in allen Städten und Ortschaften des genannten Thales, Aidin mit inbegriffen, wurden zahlreiche öffentliche und private Gebäude, Moscheen und Schulen mehr oder weniger beschädigt. An vielen Orten wurden die Einwohner von den einstürzenden Häusern verschüttet. Auch in Brussa und Ismid wurden Erdbebenstöße verspürt, die jedoch glücklicherweise keinen Schaden angerichtet haben. Bei dem Erdbeben im Vilajet Aidin sind nach amtlicher Meldung 12.932 Häuser eingestürzt, 783 Personen aus dem Leben gekommen, 657 verletzt worden. Kr.

**Neue russische Eisenbahnlinsen in Central-Asien.** Rußland projectirt neue Eisenbahnlinsen in Central-Asien, die in Zukunft eine außerordentliche Bedeutung, sowohl commercielle als auch strategische, gewinnen werden. Zwei Linsen sind in Aussicht genommen, eine von Orenburg am linken Ufer des Ural entlang über Turkestan bis Taschkent, die zweite Linie von Alexandrowo durch Transkaspien am linken Ufer des Amur bis Station Richardschui. Die neuen Bahnen sollen die Handelscentren Mittel-Asiens mit Rußland auf kürzestem Wege verbinden. Wenn Englands Einfluß in Afghanistan einmal erlischt, so würden die neuen Bahnlinsen den Ausgang zum Indischen Ocean vermitteln. Turkestan, sowie Buchara und Chitwa produciren viel Baumwolle, deren Ausfuhr durch die neuen Bahnlinsen große Handelsvortheile bietet. Die Baukosten der sibirischen Bahn (Ufuribahn, 723 Werst) betragen 42.293.439 Rubel, die der westsibirischen (1327 Werst) 46.124.698 Rubel, der mittelsibirischen (1805 Werst) 102.000.000 Rubel, der Irkutsk-Baikalbahn (62 Werst) 2.892.457 Rubel. Die Verbindung über den Baikalsee kostet 3.200.000 Rubel; Summa 4955 Werst: 268.510.594 Rubel. Die chinesische Bahn wird 29.000.000 Rubel kosten.

**Britische Forschungs-Expedition nach Nord-Sibirien.** Eine britische Forschungs-Expedition ist Ende September 1899 von England aufgebrochen. Es handelt sich um die *Jeaffreson-Chowne-Expedition*. Der Leiter derselben, Mr. Jeaffreson, hat schon im Jahre 1897 eine Polar-Expedition unternommen. Die Expedition ist zunächst nach Archangel gereist und wird sich von dort, sobald es die klimatischen Bedingungen zulassen, auf Schlitten nach den wenig bekannten Theilen von Sibirien begeben. Der Zweck der Expedition ist die Erforschung unbekannter Gegenden auf der Samojeckenhalbinsel und das Studium der Sitten und Gebräuche der Eingeborenen. Die Expedition ist mit einer großen Menge von Gewehren und Munition ausgerüstet. Man glaubt, daß sie Gelegenheit zu Beobachtungen von großem wissenschaftlichen Werth haben wird. Kr.

**Erdbeben auf der Insel Ceram.** Die Stadt Amahoy an der Südküste der Molukkeninsel Ceram ist in der Nacht vom 29. September 1899 durch ein furchtbares Erdbeben zerstört worden. Etwa 4000 Menschen sollen umgekommen und 500 verletzt worden sein. Die niederländische Garnison von 30 Mann und die Civilbeamten wurden gerettet. Amahoy hatte eine christliche Gemeinde von 7500 Seelen. Die in der ganzen Espapoetihbai angeordneten Verheerungen sind groß.

## Afrika.

**Forschungen im Gebiete des Sees Leopold II.** Seitdem im Jahre 1882 Stanley den See Leopold II. entdeckt und umschifft hat, sind zahlreiche Versuche angestellt worden, um diesen See und das ihn umgebende Land genauer zu erforschen. Als die deutschen Officiere Kund und Tappenbeck in den Dienst des Congostaates getreten waren, wurden sie damit beauftragt, an der Spitze einer Expedition den See Leopold II. zu erforschen. Es gelang ihnen unter Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten bis in die Nähe des Sees vorzudringen, aber die Eingeborenen widersetzten sich ihrem weiteren Vordringen, und nach heißen Kämpfen mußten die Officiere den Rückzug antreten. Der Belgier Delcommune drang bis zur Luhenge vor, der Amerikaner Mohun und der Belgier De Meuse suchten mit keinem sonderlichen Erfolge sich dem See zu nähern, Bureau hatte den Posten Kuntu an der Funi gegründet, um in das noch unbekannt Gebiet einzudringen, aber Ueberschwemmungen, Moräste, Wälder sperrten ihm den Weg. Neuerdings hat der Congostaat das Gebiet des Sees Leopold II. vom Aequatorbezirke abgetrennt und zu einem besonderen Verwaltungsbezirke gemacht, um endlich Licht in dieses Dunkel hineinzubringen, aber noch heute muß man sagen, daß weder das Land selbst, noch die Hydrographie eine ernsthafte Aufklärung gefunden haben. Der zum Befehlshaber des neuen Verwaltungsbezirkes ernannte Commandant Jacques erforschte zunächst die benachbarten Gebiete des Sees und der unteren Luhenge. Er unternahm eine Reise in das unbekannt Ostgebiet des Sees, durchschritt das Land der Kuntu-Stämme, deren sumpfiges Land durch den Fluß Lulabu, einen rechtsseitigen Zufluß der Luhenge, bewässert ist. Eine andere Reise führte ihn von Kuntu nach Bolobo durch das Land der friedlichen Baboma und Batele, und dabei entdeckte er zwei kleine Flüsse, die Leboma und die Boru-M-Bé, aber sein Versuch, die Luhenge zu erforschen, scheiterte an der Feindseligkeit der Eingeborenen. Sein jetziger Nachfolger Generalcommissär Volle hat diese Forschungszüge fortgesetzt, neue Gebiete bereist, ist auch einige Meilen weiter mit dem Dampfer „La Delivrance“ auf der Luhenge vorgedrungen, hat neue Vorstöße nach Osten zu ausgeführt, aber das Meiste bleibt dunkel, weil nicht nur das Terrain schwierig ist, sondern auch die Eingeborenen sich jedem Vordringen mit Gewalt widersetzen. Bei der Erforschung der Flüsse Lohoro und Lulabu ist Commandant Schütz auf merkwürdige Colonien von Zwergen gestoßen. Bisher waren diese Zwerge, die man für die Ureinwohner des Congo hielt, besonders im Norden in Bomofandi, am Nello oder am Tzuri unter dem Namen Tik-Tik, Awk-Awk entdeckt worden; sie leben wild in der Tiefe des Waldes, auch im Osten und im Süden an der oberen Schnapa, an dem mittleren Lomami und Sankuru fand man ihre Spuren. Ueberall, auch am See, bauen sie keine Wohnungen und bestellen nicht das Feld. Wie ehemals die Urmenschen, sind sie ausschließlich Jäger, sie ersetzen die Kraft durch eine große Geschicklichkeit und eine außerordentliche Behendigkeit. Sie leben im guten Einvernehmen mit ihren großen Nachbarn. Die gebieterische Nothwendigkeit, zu leben, verbindet diese beiden nebeneinander gestellten Rassen: der Zwerg jagt, der Watuba bestellt das Feld. In Dima sah Commandant Schütz zwei genau 1,47 Meter messende, gut gebaute Zwerge mit starkem Schulterbau und ohne das vielen Zwergen des Nordens eigenthümliche, so charakteristische Merkmal, den aufgeblähten starken Bauch. Das Eigenartige ist aber, daß diese Zwerge im Gegenfaze zu ihren Gattungsgenossen Menschenfresser sind.

**Neue Eintheilung von Französisch-West-Afrika.** Französisch-West-Afrika soll von Neujahr 1900 ab in vier Gouvernements mit gemeinsamem Budget neu eingetheilt werden. Als oberster Chef dieser Gouvernements wird ein Generalgouverneur ernannt, ohne dessen

Einwilligung keine französische Action im gesammten Verwaltungsgebiete unternommen werden darf.

**Eisenbahnbau in Deutsch-Ost-Afrika.** Wie aus Berlin am 17. October 1899 gemeldet wurde, billigte der Colonialrath einstimmig den Plan, daß das Reich den Bau der ostafrikanischen Centralbahn übernehme. Diese Bahn soll zunächst binnen drei Jahren bis Ukami gebaut werden. Die Kosten dieser Strecke sind mit zwölf Millionen Mark veranschlagt.

## Amerika.

**Entdeckung eines ausgestorbenen Hausthieres in Süd-Amerika.** Nachrichten von einem geheimnißvollen großen Thiere liefen vor einiger Zeit durch die Tagesblätter. In Patagonien sollte es unterirdisch leben, und man sei ihm bereits auf der Spur. Etwas ist an dieser Geschichte nun doch wahr. Der deutsche Geologe H. Hauthal in La Plata, Chefgeologe des dortigen Museums, bringt jetzt einen darauf bezüglichen, hochwichtigen Bericht, welcher in der Zeitschrift „Gloбус“ erschienen ist. Er hat Stücke des Felle eines bisher ganz unbekanntes Thieres gefunden, das zu den Zahnlosen gehörte, so groß wie ein Ochse war und von den Indianern Patagoniens als Hausthier gehalten wurde. Die Funde stammen aus einer großen Höhle bei Ultima Esperanza in Südwest-Patagonien, die von Hauthal ausgegraben wurde. Er fand dort nicht nur Fellstücke, Haare, Schädel u. s. w. des Thieres, sondern auch menschliche Geräthe, Knochenpfriemen u. s. w. Das Thier hat von dem Paläontologen S. Roth in La Plata den Namen *Cryptotherium domesticum* erhalten. Es dürfte schon vor 300 oder 400 Jahren gänzlich ausgestorben sein. Um so wichtiger sind Hauthal's Forschungen, da sie uns mit einem neuen, nun untergegangenen Hausthiere Amerikas bekannt machen.

**Zur Regelung der Grenze zwischen Britisch-Guyana und Venezuela.** Wie am 3. October 1899 aus Paris gemeldet wurde, fällt das zur Bestimmung der englisch-venezuelanischen Grenze eingesetzte Schiedsgericht einen einstimmigen Spruch auf Abschluß eines Vergleiches zwischen beiden Staaten. Die neue Grenzlinie verläuft von der Punta Playa nahe der Mündung des Baini in südwestlicher Richtung über den Rio Barima nach dem Anie des Rio Amacura an der Mündung des Hatowa, folgt dann dem Amacura bis zur Quelle, zieht über die Quellen des Barima zu denen des Acarabisi und läuft in dem Acarabisi südwärts bis zum Guyuni. Darauf trennt der Guyuni als Grenze, aber nur bis zur Mündung des Wenanui, der sodann bis zu seinen Quellen die Grenze bildet. Von hier zieht die neue Scheidelinie auf der Wasserscheide zwischen dem Guyuni im Westen und dem Mazaruni im Osten südöstlich zum Moraima und über diesen den Cotinga hinab zum Tacutu. Diese neue Grenze weicht von allen in den langen Verhandlungen zwischen England und Venezuela vorgeschlagenen Grenzlinien ab, nähert sich aber am meisten der Grenzlinie Lord Granville's und der „verbesserten Schomburgk-Linie“.

**Ein neuer Staat in Süd-Amerika.** In Süd-Amerika ist über Nacht ein neuer Staat entstanden, der wahrscheinlich die letzte größere Gründung dieses Jahrhunderts bleiben wird. Es handelt sich um die von dem spanischen Abenteuerer Rodriguez Uribe gegründete Republik Acre; sie liegt an den Ufern des Acreflusses, der sich in den Amazonenstrom ergießt. Die Nachbarstaaten Bolivia und Brasilien haben sich um diesen Landstrich nie gekümmert und ließen ihn unbesezt. Acre zählt bereits 50.000 Bewohner und producirt große Mengen Kauchuk.

## Australien und Polynesien.

**Die Samoainseln in deutschem Besitze.** Zwischen Deutschland und England ist bezüglich der Samoainseln ein Uebereinkommen getroffen worden, dessen Inhalt am 8. November 1899 in Berlin veröffentlicht wurde. Die Zustimmung der Vereinigten Staaten zu diesem Uebereinkommen erscheint als gesichert. Dem Abkommen gemäß fallen unter Anhebung der Samoaacte die beiden Samoainseln Upolu und Savaii, sowie die anliegenden kleinen Inseln als freies Eigenthum an Deutschland, die Insel Tutuila und ihre Nebeninseln an Amerika. England verzichtet auf jedes Anrecht auf die Samoainseln, Deutschland verzichtet auf alle Ansprüche an den Tongainseln und Savage-Inseln zu Gunsten Englands und tritt die beiden östlichen Samoainseln Choiseul und Ifabel nebst ihrer insularen Umgebung an England ab. Die beiderseitigen consularischen Vertretungen auf den Samoa- und Sunda-Inseln kommen bis auf weiteres in Fortfall. Deutschland hat ferner dieselbe Berechtigung wie die englischen Unterthanen zur freien und unbehinderten Anwerbung von eingeborenen Arbeitern in der gesammten Samoagruppe, einschließlich Choiseul und Ifabel. Gleichzeitig ist eine Vereinbarung zwischen den beiden genannten Mächten getroffen worden, wonach die sogenannte neutrale Zone im Hinterlande von Deutsch-Togo und der englischen Goldküsten-

colonie in der Weise getheilt wird, daß die Grenze zwischen dem deutschen und englischen Gebiete durch den Takafluß bis zu dessen Schnittpunkt mit dem 9. Breitengrade und von da durch eine von gemischten Commissionen festzustellende Linie nach Norden gebildet wird. Es besteht dabei der Vorbehalt, daß die Länder Mampusi und Gambaca an England, die Länder Nendi und Dhakofi an Deutschland fallen. Endlich ist ein Verzicht auf die bis zum Ablauf des deutschen Handelsvertrages im Jahre 1902 währenden Exterritorialitätsrechte in Sansibar seitens Deutschlands gemäß einem Colonialrathsbeschlusse mit der Maßgabe zugeagt worden, daß der Verzicht mit dem Zeitpunkte in Kraft tritt, wenn die übrigen Nationen zu Gunsten Englands ihre Exterritorialitätsrechte in Sansibar aufgegeben haben.

### Polargegenden und Oceane.

Andrée von Eskimos ermordet? Eine neue Version über das Schicksal Andrée's ist jetzt in England im Umlauf. Contre-Admiral Champion hat einen Brief von seinem Neffen, Mr. Alston, erhalten, der in Fort Churchill, dem nördlichsten Handelsplatze der Hudsonsbay-Compagnie, seit fünf Jahren in Stellung ist und die Sprache der Eskimos versteht. In diesem Briefe heißt es: „Du wirst überrascht sein, von mir etwas über das Schicksal der Ballonexpedition im Norden zu hören. Am Anfang des Frühlings kam ein Eskimo, „des alten Donald Sohn“, mit einigen anderen Eskimos ins Geschäft. Nachdem die Eskimos ihre Einkäufe besorgt hatten, gingen sie wieder weiter fort, nur Donald's Sohn blieb zurück und erzählte mir, daß im letzten Sommer im Norden zwei Weiße getödtet wurden und daß er vermüthe, sie hätten zu den Leuten im Ballon gehört. Ich schenkte dieser Erzählung nicht viel Aufmerksamkeit, hielt es aber für meine Pflicht, Dr. Milne davon zu benachrichtigen. Später kamen zwei andere Eskimos, Slockly und sein Bruder, zu mir und brachten mir eine Nachricht, nach der es fast zweifellos erscheint, daß die Andrée-Expedition im Norden verunglückt ist. Slockly's Bruder war im letzten Sommer bei einer Jagd auf Bismarckshen mit vier Weißen zusammengestoßen, die ebenfalls Moschusthiere schossen. Ein Haufe Eskimos, der um die Zeit in die Nähe der Weißen kam, sah die Thiere nicht, und da die Eskimos infolge dessen dachten, daß auf sie geschossen würde, so zogen sie Pfeil und Bogen hervor und zielten auf die Weißen. Zwei Weiße wurden auf der Stelle getödtet. Die anderen zwei ergriffen die Flucht und wurden von den Eskimos verfolgt. Ihr Schicksal ist nicht bekannt. Slockly's Bruder sah die beiden Weißen, die vom Pfeil durchbohrt waren, auf dem Boden liegen. Der eine war ein Mann im mittleren Alter, klein, untersekt, der andere ein noch junger Mann. Der Ältere trug einen Schafwollanzug, der Jüngere einen Tuchanzug. Die Eskimos forderten Slockly's Bruder auf, mit ihnen zurückzugehen, da sie weiter nordwärts ein großes, rundes Ding, das mit Tabak, Kleidern und Munition gefüllt wäre, entdeckt hätten. Aber er wollte nicht. Er brachte ein Stück von dem Fell, das die Eskimos im fernen Norden tragen, mit sich, um zu beweisen, daß er so weit war, wie er sagte.“ — Da Andrée bekanntlich nur mit zwei Personen, den Ingenieuren Fränkel und Strindberg, aufgestiegen, hier aber die Rede von vier Weißen ist, dürften die Eskimos mit anderen Leuten als den Mitgliedern der Ballonexpedition zusammengetroffen sein.

Zur Ballonfahrt Andrée's. Wie aus Stockholm gemeldet wird, hat aus Anlaß der Auffindung der Boje Andrée's, von der es hieß, daß er sie beim Passiren des Nordpols von seinem Luftschiff auswerfen sollte, der Capitän Andrée in Göteborg, ein Bruder des Nordpolballonfahrers, einem Mitarbeiter des „Göteborg Posten“ gegenüber sich dahin ausgesprochen, daß sein Bruder niemals selbst gesagt oder geschrieben habe, er wolle die sogenannte Polarboje beim Passiren des Nordpols auswerfen. Es sei vielmehr seine Absicht gewesen, die Boje auf dem nördlichsten Punkte, welchen die Expedition erreichen würde, ins Meer fallen zu lassen. Nach der Richtung der Polarströme schien es dem Capitän Andrée undenkbar, daß sein Bruder die Boje am Nordpol hätte auswerfen können. Dagegen wäre es möglich, daß die Luftschiffer beschloßen hätten, die Boje auszuwerfen, und daß dieselbe während der Vorbereitung zur Einlegung des Telegrammes verloren wurde. Alles spreche dafür — meinte der Capitän — daß Andrée in der Richtung von Britisch-Nord-Amerika gefegelt sei, in welchem Falle man erst im nächsten Sommer Nachricht von den Polarfahrern erwarten könne.

### Geographische und verwandte Vereine.

K. k. Geographische Gesellschaft in Wien. Am 24. October 1899 fand die erste Monatsversammlung dieser Saison in der k. k. Geographischen Gesellschaft statt. Der Präsident, F. W. Reichsritter v. Steeb, gab in seiner Eröffnungsrede der Freude Ausdruck,

unter den Anwesenden die Schwester des berühmten österreichischen Nordpolfahrers Karl Weyprecht, Fräulein Minna Weyprecht, begrüßen zu können. Die Geographische Gesellschaft war auch den Sommer über nicht unthätig. Dr. Destréac bereiste in ihrem Auftrage durch dritthalb Monate Macedonien, und Oberlieutenant Baron Hübl, sowie Dr. August v. Böhm widmeten sich durch drei Wochen glacialen Studien in der Simony-Hütte im Dachsteingebiete. Nachdem Generalsecretär Dr. Gallina die Namen der neu eingetretenen Mitglieder verlesen hatte, sprach Professor Dr. Cicalé über Süd-Afrika und führte hierbei fünfzig Projectionsbilder den Zuhörern vor Augen.

**Versammlung der russischen Naturforscher und Aerzte.** Auf der zehnten Versammlung der russischen Naturforscher und Aerzte, welche vor kurzem in Kiew stattfand, hielt der bekannte russische Klimatologe Klossowsky einen Vortrag über „Das physische Leben unseres Planeten auf Grund der neuesten Beobachtungen“, in welchem der Klimatologie, die bis jetzt nur in einer Registrirung der Erscheinungen bestanden hat, eine höhere Rolle zugewiesen wird. Nach der Meinung des Verfassers lassen sich die Erscheinungen auf der Oberfläche der Erde, in ihrem Innern und in der Atmosphäre nicht getrennt beobachten, sondern sie stehen in einem ursächlichen Zusammenhange und bilden ein verwickeltes System der schöpferischen, ewigen Bewegung. Der Ausdruck „todte Natur“ soll überhaupt nach Klossowsky über Bord geworfen werden. Nach den neuesten Forschungen ist die Pulsation eine der charakteristischsten Eigenthümlichkeiten des Lebens unseres Planeten. Es pulst die Erdrinde, es pulst die Atmosphäre, Pulsationen finden in den Erdhöhen statt. Alle diese Pulsschläge sind der Reflex der Erdschütterungen, die nach allen Richtungen hin das Weltall in Schwingungen versetzen. Besonders nervöse Organismen reagieren auf diese Erschütterungen, wie der in Süd-Tirol am 27. Januar 1897 beobachtete Fall beweist, daß in Alta zwei Erdstöße von einem hysterischen Mädchen eine Viertel- und eine halbe Stunde vorausgesagt worden sind. Mit einem Worte, die neueste Ansicht über die physische Natur unseres Planeten geht dahin, daß diese Natur nicht todt ist, sondern daß allen ihren Theilen ein gemeinsames Leben innewohnt, das in vieler Beziehung dem Leben des Organismus ähnlich ist. Die scheinbaren Dissonanzen in diesem Leben bestehen nur so lange, wie der Zusammenhang der Erscheinungen unklar ist. Im Lichte der Wissenschaft erscheinen sie als Glieder eines organischen Ganzen, die gesetzmäßig untereinander und mit den anderen allgemeinen Ursachen verknüpft sind. Die Idee Klossowsky's ist zwar nicht neu, verdient aber jedenfalls Beachtung als charakteristisch für die moderne Auffassung der physischen Welt, in der sich das Bestreben kundgibt, die todte Natur zu beleben. Offenbar widerspricht das Todte, Leblose zu sehr der Harmonie des organischen Universums, ohne dessen Belebung auch das Leben auf unserem Planeten unbegreiflich erscheint.

**Zwölfter Orientalisten-Congreß.** Der in Rom abgehaltene zwölfte Orientalisten-Congreß wurde am 3. October 1899 mit einer vorbereitenden Sitzung eingeleitet, die feierliche Eröffnung fand am 4. October statt. Derselben wohnten Unterrichtsminister Vacelli als Vertreter des Königs und der Justizminister Bonasi an. Professor deubernatis wurde zum Präsidenten, Lasinio, Nocentini und Schiaparelli wurden zu Vicepräsidenten, Senator Ascoli zum Ehrenpräsidenten gewählt. In ganzen waren 1200 Congreßmitglieder angemeldet. Der Congreß nahm sofort nach der feierlichen Eröffnungssitzung seine Arbeit mit ernstem Eifer auf, aber die zwölf Abtheilungen, in welche er sich sozusagen auflöste, die ungemein große Zahl von vorgelegten Arbeiten und zur Berathung gelangten Fragen, sowie die Vielsprachigkeit der Versammlungen machten alle Ueberlicht unmöglich. Obwohl die Politik vom Congresse ausgeschlossen war, wurden in einigen Abtheilungen doch politische Fragen aufgerollt und von Seiten der Rumänen und um der Albanesen willen kam es zu sehr erregten und nahezu peinlichen Erörterungen. Am 15. October wurde der Orientalisten-Congreß geschlossen, nachdem er Hamburg zum Versammlungsorte des nächsten Congresses gewählt hatte.

## Vom Büchertisch.

**Het Aandeel der Nederlanders in de Ontdekking van Australië 1606—1765** door Mr. J. E. Heeres, hoogleeraar aan de Indische Instelling te Delft. Uitgegeven door het Koninklijk Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap ter herinnering aan zijn vijf-en twintig-jarig bestaan. Leiden 1899. Boekhandel en drukkerij voorheen E. J. Brill. (XVII, 106 S.)

Die königliche Niederländische Gesellschaft für Erdkunde hat in diesem Jahre ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen gefeiert. Dies war der Anlaß zur Herausgabe einer würdigen Erinnerungsschrift, welche wir dem bekannten Verfasser der Biographie Tasman's, dem

Professor J. C. Heeres am Jüdischen Institut zu Delft, verdanken. Sein bedeutendes Werk behandelt den Antheil der Niederländer an der Entdeckung Australiens und giebt zunächst in der Einleitung (S. I bis XVII) eine gedrängte Uebersicht dieses Antheiles, während den Hauptinhalt der Festschrift (S. 1 bis 100) „Documente“ bilden, d. h. Briefe der Seefahrer, Instruktionen für dieselben, Itinerarien und Auszüge aus Schiffsjournalen, Facsimile-Karten u. s. w. Die Entdeckungsreisen der Niederländer in Australien begannen mit der Fahrt des Schiffes „Duifken“ unter dem Commando von Willem Jansz und Jan Lodewijkszoon Hosingebn nach Neu-Guinea 1605 bis 1606, auf welcher die Ostküste des Carpentariagolfes aufgefunden wurde. Als die Holländer, statt wie bisher vom Caplande aus in nordöstlicher Richtung auf Java zu steuern, von der Südspitze Afrikas mit günstigen Westwinden östlichen und selbst südsüdlichen Kurs nahmen, bis sie die Länge von Java erreichten und von da auf Batavia zu hielten, begannen ihre Entdeckungen an der Westküste des australischen Festlandes, welche sie hauptsächlich in den Jahren 1616 bis 1635 erschleierten. In die Jahre 1642 und 1643 fällt die berühmte Reise Abel Tasman's, welche zur Entdeckung Tasmaniens, Neuseelands, der Tonga- und Fidji-Inseln führte. Die letzte australische Entdeckungsfahrt der Holländer wurde 1756 von Lieutenant Jan Etienne Gonzalez und Steuermann Lavinie Lovewijf Van Aschens in den Carpentariagolf unternommen. Dem holländischen Texte der Festschrift ist die englische Uebersetzung gegenübergestellt, so daß das Buch eigentlich 240 Seiten zählt.

**Der Krieg um Cuba** im Sommer 1898. Nach zuverlässigen Quellen bearbeitet von M. Plüddemann. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin 1899. Ernst Siegfried Mittler und Sohn, königliche Hofbuchhandlung. (VI, 258 S.) 5 Mark 50 Pfennige.

Die von Contreadmiral M. Plüddemann verfaßte Geschichte des Krieges um Cuba zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten von Amerika beginnt mit einer kurzen Darlegung der spanischen Colonialpolitik, schildert dann die geographischen, klimatischen, culturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse der geeigneten Tropeninsel, um hierauf die Vorgeschichte des cubanischen Krieges zu erörtern. In erschöpfender Weise werden die Ereignisse des Krieges selbst bis zum Friedensschlusse dargestellt. Der Anhang enthält Schiffslisten, den Schluß bildet ein alphabetisches Namen- und Sachregister. Zahlreiche Kartenskizzen, Porträts und Schiffsbilder erläutern den Text des klar und anschaulich geschriebenen Werkes.

**Transvaal.** Die Leidensgeschichte der niederdeutschen Capaniederer unter englischer Herrschaft. Eine Ihrer Majestät der Königin Victoria gewidmete Flugschrift des Transvaaler Generalcommandanten P. J. Zoubert. Aus dem Englischen übersezt. Zweite Auflage. Wiesbaden 1899. Verlag von Heinrich Stadt. (26. S.) 30 Pfennige.

Man kann nicht kürzer und besser über die Leidensgeschichte der Boeren und die Vorgeschichte des gegenwärtigen Krieges in Süd-Afrika unterrichtet werden, als durch die Flugschrift, welche General P. J. Zoubert, der Commandant der Transvaaler Truppen, an die Königin von England gerichtet hat. Die Broschüre ist aus innerstem Herzensgrunde geflossen, dennoch erscheint sie nicht partiell.

### Eingegangene Bücher, Karten etc.

**Chinesische Charakterzüge** von Arthur H. Smith. Deutsch frei bearbeitet von F. C. Dürhig. Mit 28 Titelbignetten von Fritz Terich und 18 Vollenbildern nach Original-photographien. Würzburg 1900. M. Stuber's Verlag (C. Kabitzsch).

**Praktische Anleitung zur Durchführung von Gebietsvermessungen und Terrainaufnahmen** bei Anwendung eines tachymetrischen Aufnahmeverfahrens von Karl Prochaska, k. u. k. Hauptmann. Mit 24 instructiven Figurentafeln. Wien 1900. Spielhagen & Schirich, Verlagsbuchhandlung, 2 fl. 20 kr.

**Mexico.** Erinnerungen einer Deutschen von Margarethe Trautz. Mit 6 Tafeln in Lichtdruck. Braunschweig 1899. Verlag von Richard Sattler. 4 Mark.

**N-B-C-Coursbuch: Der Fahrtfinder.** Auskunftsbuch für das Deutsche Reich. Berlin. John Hagenbeck & Co. 50 Pfennige.

Schluß der Redaction: 20. November 1899.

Herausgeber: A. Hartleben's Verlag in Wien.

Verantwortlicher Redacteur: Eugen Marx in Wien.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.